

Staatsouveränität und Minderheitenverträge

von Arpad Török

Im Dezember vorigen Jahres ist in dieser Zeitschrift ein Artikel von mir erschienen,¹⁾ worin unter anderem behauptet wurde, daß die Minderheitenschutzverträge eine Einschränkung der Souveränität der Minderheitenstaaten bedeuten. Es wurde mir entgegengehalten,²⁾ daß es sich dabei um einen völkerrechtlichen Vertrag handelt, der, wie andere völkerrechtliche Verträge, keine Einschränkung der Souveränität bedeutet. Wenn man sich auch auf den Standpunkt stellt, daß ein Völkerrechtsvertrag die Souveränität nicht einschränkt, so glaube ich dennoch, daß es sich bei den Minderheitenschutzverträgen um einen besonderen Fall handelt, der keine gewöhnliche völkerrechtliche Bindung darstellt, sondern darüber hinausgeht und tatsächliche Einschränkung der Souveränität bedeutet. Der Begriff der Souveränität ist hart umstritten, weshalb es nicht leicht ist, diese Behauptung exakt zu beweisen; man kann das nur tun, wenn man von einem bestimmten Begriff der Souveränität ausgeht. Die Souveränität wird als eine höchste Macht, als höchster Wille vorgestellt, über den es keine weitere Befehlsgewalt gibt. Da der im Staate verkörperte höchste Wille mit dem Leben und der Umwelt Kompromisse schließen muß, durch welche der absolute Wille eingeschränkt wird, so können wir uns die Souveränität nur theoretisch, als etwas abstraktes vorstellen. In der Idee der staatlichen Souveränität kommt Unabhängigkeit nach außen und höchster Wille innerhalb der eigenen Wirkungssphäre zum Ausdruck. Das ist primär gegeben. Nur wenn der Staat es will, kann er sich völkerrechtlich binden und verzichtet so auf volle Unabhängigkeit. Das ist die theoretisch-rechtliche Lage; aus praktischen Gründen ist aber der Staat gezwungen sich zu binden. Wie dem aber auch immer sei, es muß auch einen geschichtlichen Zeitpunkt geben, wo der Staat auch faktisch souverän, also in keiner Hinsicht noch gebunden erscheint. Wenn wir von staatlicher Souveränität sprechen, so haben wir damit den Primat der Völkerrechtsordnung geleugnet. D. h. wir anerkennen nicht, daß die Völkerrechtsordnung die höhere und primäre ist, und daß staatliches Recht von dieser

¹⁾ Siehe Ostland, 4. Jahrg., 12. Heft. „Die Minderheiten und das internationale Recht“.

²⁾ Siehe Nation und Staat, 3. Jahrg., Heft 4, Seite 266.

abgeleitet wird. Diese Auffassung — die Auffassung der großen Mehrheit der Rechtspositivisten — erblickt allein im Staate den Ursprung und die Quelle des staatlichen Rechtes. Für den Staat gewinnt das Völkerrecht erst Geltung, nachdem er es selbst anerkannt, bzw. nachdem er von der Völkerrechtsgemeinschaft anerkannt worden ist. Wenn es Staat und staatliches Recht in einem Zeitpunkt gibt, Völkerrecht und völkerrechtliche Bindung aber erst in dem nächsten Zeitpunkt, so muß es dazwischen eine Zeitspanne geben, in welcher es nur staatliches Recht gibt, in diesem Zeitpunkt ist der Staat auch praktisch souverän, d. h. keiner Bindung und Verpflichtung unterworfen. Praktisch gibt es diesen Zeitpunkt zwischen Staatsgründung und völkerrechtlicher Anerkennung.

Wie steht es nun mit der abstrakten, primären Souveränität der Minderheitenstaaten? Nach der oben angeführten positivrechtlichen Auffassung können wir den Staat nicht als eine Schöpfung des Rechtes betrachten, sondern als solche der politischen Macht. Die Funktion des Rechtes beginnt erst mit vollzogener Machttatsache, die Begründung der Macht ist die soziologische Quelle des Staatsrechtes. Wir können also sagen, daß die Souveränität in der Machttatsache verborgen ist. Kann es nun Souveränität geben, wenn schon in die Machttatsache völkerrechtliche Bindung hineinspielt? Bei den Minderheitenstaaten war die Machttatsache noch nicht vollbracht und schon trat ein völkerrechtliches Postulat auf, welches besagte, daß sie nur unter diesen und diesen Bedingungen vollbracht werden kann, daß in der Machtbegründung bereits Rechtsbestandteile aufgenommen werden müssen. Man hat den Staaten politisch die Macht gegeben, jedoch an die völkerrechtliche Bedingung des Minderheitenschutzes gebunden. Haben sie da zu irgendeinem Zeitpunkt volle Souveränität besessen? Das ist ein Novum, für welches politische Analogien keine Gültigkeit haben. Die mangelhafte Souveränität läßt sich aber auch rechtlich beweisen. Völkerrechtliche Anerkennung eines Staates heißt ihm die Mitgliedschaft der Völkerrechtsgemeinschaft verleihen. Mitgliedschaft heißt, die für alle Mitglieder vorgeschriebenen Rechte und Pflichten übernehmen. Solange formell kein Unterschied zwischen den Mitgliedern gemacht wird, kann es nur gleiche Rechte und Pflichten geben. Wird ein Unterschied gemacht, so kommt das auch in der Form der Mitgliedschaft zum Ausdruck (z. B. ständige und nichtständige Ratsmitglieder). Völkerrechtsmitgliedschaft sollte heißen gleiche Rechte und gleiche Pflichten bei der Aufnahme, sollte heißen, daß vom Standpunkt des Völkerrechtes alle Mitglieder gleichwertig sind. Demnach kann man keine größeren Pflichten einem neu aufzunehmenden Mitglied auferlegen, als die alten Mitglieder bereits übernommen haben. Dem ist aber nicht so. Die Minderheitenstaaten wurden mit mehr Pflichten aufgenommen, als die alten Mitglieder. Nennen wir nun die alten Mitglieder souverän, so können wir das von den neuen Mitgliedern, die weniger Rechte besitzen, nicht behaupten, denn Souveränität ist ein höchster Begriff, der nur für Gleichwertige angewendet werden kann. Für die Minderheitenstaaten konnten wir nun feststellen, daß sie auch in der Zeitspanne, wo ein jeder Staat praktisch souverän ist, bereits keine volle Souveränität besessen haben, weil

völkerrechtliche Bindung in diese Zeit hineingespielt hat. Eine verminderte Souveränität kommt aber auch bei der völkerrechtlichen Anerkennung zum Ausdruck, weil die Mitgliedschaft für sie mehr Pflichten und weniger Rechte bedeutet, als für die alten Staaten.

Daraus darf keineswegs auch faktische, völkerrechtliche Minderwertigkeit der betreffenden Staaten gefolgert werden. Wir wollen vielmehr auf das gesamte Völkerrecht einen weitgehenden Schluß ziehen. Nach positivem Recht ist die Souveränität der Minderheitenstaaten nur den Großmächten gegenüber eingeschränkt, diese sind die eigentlichen Träger des Minderheitenrechtes. Sie sind in der Lage, die Verträge aufzuheben und damit das Minderheitenrecht als solches zu vernichten (die weiteren Einzelverträge, wie zwischen Polen und Deutschland usw., sollen hier unberücksichtigt bleiben). Inhaltlich sind aber die Minderheiten die Rechtsbegünstigten. Darin liegt doch offenbar ein Widerspruch. Nach sittlichem Recht kommt den Minderheiten selbst die Rechtssubjektivität zu. Dieses sittliche Recht wurde durch die Schaffung eines positiven Minderheitenrechtes aber anerkannt. Hätten die Großmächte die Minderheiten als eine ethisch irrelevante Kategorie betrachtet, hätten sie sich auf den Standpunkt gestellt, daß es völkerrechtlich und sittlich nur Staaten gibt, deren innere Struktur eine Angelegenheit ist, die niemand etwas angeht, so hätten sie gewiß kein Minderheitenrecht geschaffen. Sie haben aber einen Unterschied gemacht, zwischen Staat als politischem Rahmen und seinem menschlichen Inhalt. In ihrem sittlichen Weltbild gab es keine Omnipotenz des Staates, sondern neben dem Staat auch eine sittliche Potenz der Volkspersönlichkeit. Wenn dem aber so ist, wenn man das sittliche Recht der Minderheiten bereits anerkannt und damit sanktioniert hat, warum hat man sie dann nicht auch nach positivem Rechte zu Rechtssubjekten erhoben? Hier zeigt sich eine Schwäche und der innere Widerspruch unserer Völkerrechtsstruktur. Man wird einwenden, daß dadurch die Minderheiten gleich zu Völkerrechtssubjekten erhoben worden wären, was einer noch offensichtlicheren Verminderung staatlicher Souveränität gleichkäme. Das soll keineswegs bestritten werden. Das Minderheitenrecht als Völkerrecht kann aus den Minderheiten nur Völkerrechtssubjekte machen. Wäre das Minderheitenrecht nur innerstaatliches Recht, so wäre die Rechtslage der Minderheiten ähnlich wie die einer autonomen Provinz.

Die Erhebung der Minderheiten zu positiven Rechtssubjekten würde nicht nur die Struktur des Staates verändern, sondern auch zu einer Umwertung des Völkerrechtes führen. Das Völkerrecht ist Vertragsrecht. Das Gewohnheitsrecht ist zwar nicht im Vertragswege zustande gekommen, doch beginnt seine Geltung erst mit der Anerkennung des Staates, was ebenfalls einen Vertragsakt darstellt. Vertragsfähigkeit kann man im allgemeinen nur solchen Subjekten zuerkennen, die über die Voraussetzungen zur Erfüllung des Vertrages verfügen. Beim Staat ist die Voraussetzung ein stabilisierter Zustand gegenüber den anderen Völkerrechtsmitgliedern. Jede Verschiebung in der äußeren Machtsphäre des Staates muß durch einen neuen Vertrag geregelt werden. Wenn auch nicht

rechtlich, aber soziologisch (und praktisch) kann behauptet werden, daß die Vertragsfähigkeit des Staates von stabilen Grenzen abhängt. Jeder Vertrag wird unter Annahme einer bestimmten, feststehenden geographischen Fläche des Staates geschlossen. Es ist nabeliegend, daß man mit einem Kleinstaat einen anderen Vertrag abschließt, als mit einem Großstaat, der eine ganz andere wirtschaftliche, soziale und politische Struktur besitzt. Die Voraussetzung zu einem Völkerrechtssystem als Vertragssystem ist solange gegeben, als Völkerrechtssubjekte Staaten sind, die eine verhältnismäßig lange Dauer ihres Bestandes aufweisen. Erhalten aber die Volkspersönlichkeiten Völkerrechtssubjektivität, so tritt ein Moment der Bewegung, der Dynamik in das bisher statische Völkerrecht hinein. Volkspersönlichkeit bedeutet unaufhörliche Bewegung, fließende Grenzen, außerordentliche Empfindlichkeit dem geschichtlichen Wandel gegenüber. Kann man nun die Beziehungen der Volkspersönlichkeiten mit den Mitteln des Völkerrechtes, also mittels Vertragsrecht, regeln? Theoretisch ist das keineswegs ausgeschlossen. Praktisch würde das entweder zu einer fortwährenden Entwertung der Verträge führen, zu einer unaufhörlichen Anwendung der *clausula rebus sic stantibus*, oder aber falls man die Verträge erhärten wollte, zu einer Verletzung des Rechtes der Volkspersönlichkeit, zu einer Stabilisierung der politischen Rahmen, zu einer Rückkehr zum Staat, als dem eigentlichen Völkerrechtssubjekt. Hält man jedoch an der Volkspersönlichkeit fest, so läßt sich für diese eine bestimmte Grenze als ihr ständiges Attribut nicht festsetzen, was die Verminderung ihrer Vertragsfähigkeit zur Folge hat. Will man aber nicht darauf verzichten, die Beziehungen der einzelnen Volkspersönlichkeiten völkerrechtlich so zu regeln, daß diese Regelung weder eine Verletzung der Volkspersönlichkeit bedeutet, noch aber auch praktisch illusorisch wird, so muß man an Stelle des Vertragsrechtes ein Völkerrecht setzen, welches befähigt ist, auch bei dem dynamischen Charakter der Rechtssubjekte, Rechtsfunktion zu üben. Ein solches Völkerrecht kann naturgemäß nicht von der Souveränität der Staaten ausgehen, sondern muß selbst die Souveränität besitzen und daher fähig sein, die politischen Rahmen entsprechend den fließenden Grenzen der Volkspersönlichkeiten jederzeit und souverän zu bestimmen. Dieses Völkerrecht hat ein Kollektivum von Staaten mit eigener Rechtssetzungskompetenz zur Voraussetzung, keineswegs Rechtssetzung im Vertragswege, wie das gegenwärtig der Fall ist. Dieses dynamische Recht kann kollektives Völkerrecht, oder kollektives internationales Recht genannt werden, zum Unterschied vom Völkerrecht als Vertragsrecht. Als politische Forderung mag das Utopie genannt werden, dennoch läßt sich nicht abstreiten, daß nur dieses Völkerrecht dem rechtlich-sittlichen Weltbild der Gegenwart entspricht. Am schärfsten kommt das durch die Tatsache des positiven Minderheitenrechtes zum Ausdruck, welches die sittliche Rechtssubjektivität der Volkspersönlichkeit zur Voraussetzung hat. Wird die Rechtssubjektivität der Volkspersönlichkeit einmal im positiven Recht verankert sein, so muß als logische Folge das kollektive Völkerrecht begründet werden. Es ist überflüssig zu beweisen, daß das Recht der Volkspersönlichkeit auch in unserem Rechtsbewußtsein bereits sehr tief verankert ist.

Im Bakonyerwalde

von Dr. Richard Csafi = Hermannstadt

Auf einer geologisch überaus interessanten, landschaftlich reizvollen Hochebene des Bakonyer-Waldgebietes liegt der Vorort des Komitates, Veszprim. Veszprim ist das „Herz des Bakonyerwaldes“. Ohne Zweifel ist die alte Bischofsstadt schon in frühester Zeit unter deutschem Kultureinfluß gestanden, von einer Neubefiedlung durch die deutschen Kolonisten erfahren wir aber erst aus den vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts, aus derselben Zeit, in der ein Veszprimer Bischof, Martin Biró, im Bakonyerwald die Gemeinde Kislöd neu bevölkerte. Es war die Zeit nach den Türkeneinfällen, die in diesem Komitat besonders verheerend gewirkt hatten (Satmarer Friede 1711). Auf dem Friedhof von Veszprim kann man noch mit aller Deutlichkeit in großer Zahl die alten deutschen Geschlechter der Stadt verfolgen: Schandl, Friedrich, Harich, Boor, Wehler, Rnan, Stenger, Bauer, Fromm, Ruttner, Wilde, Göz, Sporer, Zuschmann, Scherer und viele, viele andere. Deutsche Grabinschriften kommen noch bis ins 19. Jahrhundert hinein vor. Ein von der Stadt Veszprim ausgestelltes Gefellenwanderbuch aus dem Jahre 1843 ist noch zweisprachig (deutsch und ungarisch) geführt. Die Stadt, die namentlich in dem bischöflichen Teil reich ist an alten schönen Profanbauten und Kirchen, besitzt auch ein neues, umfangreiches Komitatsmuseum, das 1925 von Horthy selbst eingeweiht wurde. Da das Gebiet reich ist an Funden aus der jüngeren Steinzeit und dem Bronzezeitalter, spiegelt auch das Museum diese Eigenart der Gegend besonders gut wider. Um so ärmer ist es an der Darstellung des deutschen Bauerntums, das seit zwei Jahrhunderten sozusagen das Gesamtgebiet des Bakonyerwaldes besetzt hält. Wollte man nach diesem Komitatsmuseum sich ein Bild von der ethnographischen Zusammensetzung und der Eigenart der Bevölkerung machen, man würde kaum darauf schließen können, daß auch ein deutscher Bevölkerungsanteil dieses Bild erfüllt. Nur wer scharf in alle Winkel und Ecken nach solchen Spuren Ausschau hält, wird hie und da doch ein gewissermaßen unbeabsichtigtes Dokument herausfinden. Erwähnt wurde schon das deutsch-ungarische Gefellenbuch. Ein scharfes Schlaglicht darauf, daß das Handwerk dieser Stadt tatsächlich ein deutsches gewesen sein muß, werfen u. a. die Aufschriften auf den Zifferblättern einiger kostbarer alter Steuhren: Der eine Meister ist: „Josef Eysenbarth, Veszprim“, der andere „Mathias Bernhard, Pápa“. Die evangelisch-lutherische Kirchengemeinde in Veszprim hat einige alte Altartücher mit rein deutscher Inschrift ins Museum gegeben. Fast wie ein Hohn auf das völkische Schicksal dieses deutschen Bürgertums steht als letzte, ins Museum gewanderte Äußerung deutscher Sprache auf einem der Altartücher: „Bleib beständig im Glauben, getreu in der Liebe, geduldig in Trübsal und fröhlich in Hoffnung!“

Allerdings, ein rein deutsches Bevölkerungselement besitzt Veszprim auch heute noch: es sind nicht Bürger, sondern Bauern. Etwa 500 deutsche Landleute

sind allmählich aus der fast vor den Toren Veszprims liegenden deutschen Großgemeinde Márkó in die Stadt gekommen, sie bewohnen geschlossen ein Außenviertel der Stadt (Temetöhegy, „temetöhegyi földmivelök“).

* * *

Der Bakonyerwald erhebt sich als mächtige Bergfestung im Zentrum des Veszprimer Komitats. Wer von der Veszprimer Hochebene aus quer durch dieses Gebiet in nordwestlicher Richtung etwa nach Pápa fährt, betritt den deutschen Kolonisationsboden bei Márkó. Nach den Türkenkriegen war das Land vollständig verödet, die Reste der magyarischen Bevölkerung hatten sich in den fruchtbaren Teilen des Tieflandes gesammelt, so blieb den deutschen Neuanfömmelungen die farge, unwegsame Berglandschaft zur Besetzung übrig. Die von Professor Bleyer im Verein mit anderen Mitarbeitern im Verlage der Volksbücherei des Sonntagsblattes (Budapest 1928) herausgegebene, sehr verdienstvolle Schrift „Das Deutschtum in Kumpfungarn“ enthält eine große farbige Volkskarte der deutschen Gemeinden. Diese Karte zeigt auch für den heutigen Zustand mit großer Deutlichkeit, daß tatsächlich der ganze Bakonyerwald deutscher Volksboden ist. Trotz des in den staatlichen Statistiken der letzten Jahrzehnte feststellbaren (aber nach neueren Beobachtungen von deutscher Seite tatsächlich nicht so großen) Rückganges der deutschen Bevölkerung im Komitat besitzt der größere Teil der Bakonyer Gemeinden noch deutsche Mehrheit.

Márkó ist wohl eines der stattlichsten, wirtschaftlich höchststehenden Dörfer. Es sind Kolonisten, die 1735—1740 vom Veszprimer Kapitel aus Bayern, Württemberg und Baden herangeholt wurden. Es ist ein wundervolles, geschlossenes Bild von stärkster Eindringlichkeit: Die Frauen sind — es ist knapp vor Ostern — so wie in allen „Schwabendörfern“ beschäftigt, das Haus neu zu streichen, wie sie es zu den „Heiligen Zeiten“ tun. Dies Bauernhaus ist deutsch-fränkisch, es unterscheidet sich wesentlich von dem in der Gegend ringsum üblichen ungarischen Typus. Der Hof besitzt gegen die Gasse keine Einzäunung, man tritt frei in den breiten Raum mit weit ausladenden Wirtschaftsgebäuden. Längs des mit dem Giebel gegen die Gasse gestellten Hauses läuft wie in allen „Schwabendörfern“ ein Gang, am Ende desselben öffnet sich ein — wohl selten — benütztes Türchen auf die Gasse. Eigenartig sind die runden Mauerfäulen, die den Gang vom Hofe abschließen und das Dach tragen. Betritt man den Hof und dringt gar durch die einzige Türe in die die Mitte des Hauses einnehmende Küche, so begegnet man Menschen, die selbst dem, der an die anfängliche Zurückhaltung auslanddeutscher Bauern allen Fremden gegenüber gewöhnt ist, als ganz besonders mißtrauisch und abweisend erscheinen. Man gewinnt den Eindruck, als seien sie unter dem Druck behördlicher Stellen und Personen so eingeschüchtert worden, daß sie es nicht wagen, den Fremden gegenüber aus sich herauszutreten und über ihr Volkstum etwas zu sagen. Erst langsam werden sie mitteilbarer, zeigen voll Stolz ihr schönes Vieh, ihre noch altes Deckengebälk tragenden sauberen Räume, die

Rüche mit breitem, offenem Rauchfang über dem Herd. In einem magyarischen Reiseführer lese ich, daß die Deutschen des Bakonyer Waldes trotz des (gerade auch hier in Mária vorhandenen) stammlichen Durcheinanders ihre völkische Eigenart mit bemerkenswerter Zähigkeit bewahrt haben, während die zu gleicher Zeit erfolgten slawischen Siedlungen (Slowaken) sozusagen restlos in die sie umgebenden Deutschen und Magyaren eingeschmolzen sind.

Ich fahre noch durch eine ganze Reihe deutscher Bakonywaldsiedlungen — im ganzen überall dasselbe Bild: Weit ausgreifende, waldige Bergrücken, eine ernste großartige Landschaft, in den Tälern die meist strohgedeckten Bauernhöfe. Teilweise, in den höheren Regionen Dörfer mit ärmlichem Charakter, mit schwerem, steinigem Boden. Hier oben brachte es nicht einmal die Zähigkeit des Schwaben zu größerem Wohlstand. In einem Dorf treffe ich die Schuljugend während der Pause vor dem Schulgebäude, lebhaft bewegt in ihrer Mundart lärmend. Die strenge Stimme des Lehrers ruft sie magyarisch wieder zum Unterricht, der in all den katholisch-konfessionellen Schulen in der Staatssprache erteilt wird. Ein Spiegelbild dieses seelisch-geistig vollkommen unmöglichen Zustandes finde ich auf dem Friedhof derselben Gemeinde: Die Denkschrift auf dem Grabstein eines Bauern. Sie lautet buchstäblich:

„Hier ruhen Lorenz Krug mit seine Kindern gest. in seine 66 Lebensjahre den 22 Januar 1923. Gott gebe inen di Ewige ruhe cum antengen From seinen son Franz Krug.“

Dies ein Beispiel aus hunderten, es bedarf keines Kommentars!

Nach einer Fahrt von etwa vierzig Kilometern ist man am Rande des Bakonyer Höhenzuges angelangt, es eröffnet sich ein prachtvoller Ausblick auf das Alföld. Das ungarische Siedlungsgebiet beginnt, in der Ferne zeichnen sich die Umrisse von Pápa, im Zentrum das Esterházy'sche Schloß, vom Himmel ab. Die Familie Esterházy hat in dieser Gegend so wie etwa die Károlyis in Satmar die ausschlaggebende Rolle gespielt. So wie die Károlyis sind auch sie in großzügiger Weise kolonisatorisch tätig gewesen. Ein Großteil der deutschen Gemeinden dieser Gegend sind auf Esterházy'sche Kolonisation zurückzuführen, so: Ácsteszer, Bakonygyirót, Bakonyhidegkút, Bakonyoszlop, Bakonyzombathely, Csót, Tenyöfő, Kiszanna, Nagyzanna, Kup, Kolontár, Pápanyögér, Pápateszer, Súr, Szücs, Borzavár, Sókút, Halimba. So wie in Nagykároly steht auch hier das Schloß imponierend und wuchtig inmitten der Stadt unmittelbar neben der, auch architektonisch bemerkenswerten, selbstverständlich von einem Esterházy (Bischof von Erlau) erbauten kath. Plebanatskirche. Man begreift im Anblicke dieses mächtigen Schlosses die fürstliche Macht des Geschlechtes in den früheren Jahrhunderten. Vielleicht ist es hier ebenso wie in Satmar, daß die von den privaten Machthabern angesiedelten Deutschen bedrückter, unfreier durch die beiden Jahrhunderte ihrer Geschichte gegangen sind als etwa die Banater Schwaben, die einen freieren, herrenmäßigeren Eindruck machen. Ich hatte bei der Fahrt und bei den Aufenthalten in den einzelnen Gemeinden das instinktive Empfinden einer solchen Ein-

wirkung von oben her, die sich auch in dem bestehenden Volkscharakter wohl nicht ganz verwischen läßt.

Ueberraschend wirkt in Pápa die Beobachtung, daß diese jetzt kernmagyarische Stadt vor kurzem noch eine zahlreiche deutsche Bürgerschaft gehabt haben muß. Ich finde Familiennamen wie: Sigler, Hofmann, Bruckner, Lampert, Schnattner, Deym, Link, Braumer, Reinecker, Hannig, Burghardt, Reißmeyer, Czigler, Ufner, Gruber, Hannauer usw. Zahlreiche deutsche Grabinschriften reichen bis tief in die 60-er Jahre des 19. Jahrhunderts.

Doch ist natürlich auch diese Stadt ein vollkommen abgeschlossenes Kapitel. Nur an den Wochentagen sieht sie die deutschen Bauern, die aus dem Bergland herunter ins Alföld fahren . . .

Kulturleistungen der Sudeten- deutschen

Von Dr. Hermann Fabini-Auffig

Als das Schicksal die Sudetendeutschen von den übrigen Deutschen des alten Österreich trennte, nannten sie schon eine Reihe festgefügtter und erprobter Einrichtungen ihr eigen. Denn ihre Lage in Böhmen, Mähren und Schlesien unterschied sich nicht nur von der der Deutschen in den reindeutschen österreichischen Kronländern wesentlich, sondern war auch anders als in den gemischtsprachigen Ländern des übrigen Österreich. Daher hatten sie frühzeitig ihre eigenen Schutzvereine, vor allem den Bund der Deutschen in Böhmen, neben welchem eine Reihe kleinerer, aber nicht minder wichtigerer stand, wie der Bund der Deutschen in Mähren und Schlesien, sowie den deutschen Böhmerwaldbund. Nur ein Verband war gemeinsam für ganz Österreich: der deutsche Schulverein. Und das war der allerwichtigste, denn der hatte seit seiner Gründung im Jahre 1890 in allen Teilen des Reiches, in denen das Deutschtum in der Minderheit war, eine Reihe von Schulen und Kindergärten gegründet und besaß überall eigene Gebäude, die meistens in den Sudetenländern. Daher war denn das Wichtigste, Notwendigste, dem Schulverein, dessen Sitz in Wien war, also nach dem Umsturze im Auslande, einen Rechtsnachfolger zu schaffen, der an seine Stelle zu treten hatte. Das geschah denn auch, es wurde im Herbst 1919 in Prag der Deutsche Kulturverband gegründet, der sich als inländischer Rechtsnachfolger des Deutschen Schulvereines erklärte und auch als solcher anerkannt wurde. Dadurch gingen alle Gebäude des Schulvereines in seinen Besitz über und erlitten nicht das gleiche Schicksal, das den Deutschen in Südtirol, Südsteiermark und Krain widerfuhr: die Beschlagnahme. Dieser Deutsche Kulturverband hatte also von Anfang an eine große Zahl von Ortsgruppen in den Sudetenländern und hatte so die Möglichkeit, sein Gebiet auf den Teil des neuen Staates zu erweitern, in dem das deutsche Schul-

wesen erst geschaffen werden mußte, die Slowakei. Zwar hat der Staat, der kein Interesse daran hatte, daß der Deutsche in der Slowakei weiter magyarisiert werde, bald einige deutsche Volks-, Bürger- und Mittelschulen in den deutschen Gemeinden der Slowakei errichtet, aber ihre Zahl war verschwindend klein im Vergleich zu den Orten, in denen Deutsche in größerer Zahl wohnten. Hier hat nun der Kulturverband sich große Verdienste erworben. An Stelle der magyarischen Schulen traten deutsche, die erst in gemieteten Räumen untergebracht wurden, dann traten nach und nach auch dort eigene Gebäude an ihre Stelle. Aber auch in den sogenannten historischen Ländern Böhmen, Mähren und Schlesien war vermehrte Tätigkeit nötig, denn in vielen Orten, in denen die Deutschen in der Minderheit lebten, hatten die neuen Machthaber die deutschen Schulen gesperrt, und die deutschen Kinder waren gezwungen, in tschechische Schulen zu gehen. Und in den vielen Orten, in denen die Zahl der Kinder nicht groß genug ist, um eigene Schulen zu errichten, wurde Vorsorge getroffen, daß die Kinder Privatunterricht erhielten. Dazu kommen noch die vielen Tausende von Kronen, die er als Baubeiträge an Gemeinden gibt, die nicht imstande sind, aus eigenen Mitteln neue Gebäude für Schulzwecke zu bauen, oder andere, denen er einen oder mehrere Lehrer bezahlt. Das Netz der Ortsgruppen mußte beträchtlich erweitert werden und wurde erweitert, an Stelle der etwa 350 Ortsgruppen des Schulvereines in der heutigen Tschechoslowakei stehen jetzt mehr als 2800, die Einnahmen sind von 2 1/2 Millionen auf über 8 Millionen Tschechenkronen gestiegen und das heuer zu Pfingsten in Auffig stattfindende zehnjährige Gründungsfest des Kulturverbandes wird eine stolze Heerschau sein und gleichzeitig ein Ausblick auf die Zukunft dieses wichtigsten deutschen Schutzvereines, der Deutsche aller Parteien vereinigt und in dem alle politischen Gegensätze verstummt und ausgeglichen sind.

An den Kulturverband reiht sich würdig an der Reichsverband für Kinderschutz und Jugendfürsorge, eine gleichfalls mustergültige Einrichtung, die aus der deutschen Landeskommission für Kinderschutz und Jugendfürsorge hervorging, die im Jahre 1908 gegründet worden war. Das Gesamtgebiet dieses Verbandes läßt sich nur streifen, so vielseitig ist es. Er gründet und erhält Wöchnerinnenheime, Säuglingsheime, Jugenderziehungs- und Lehrlingsheime, Kindererholungsheime und Waisenhäuser (auf diesem Gebiete steht ihm der Bund der Deutschen mit seiner Waisenspflege, die einen Zweig seiner Tätigkeit bildet, zur Seite), Mutterberatungsstellen und die Berufsberatung für die schulentlassene Jugend, dann gehören die schulärztliche und besonders die zahnärztliche Tätigkeit für die Schulkinder mit zu seinen Obliegenheiten. Da er so einen großen Teil der Arbeit leistet, die Pflicht des Staates ist, erhält er auch eine Zuwendung aus Staatsmitteln und die Erlaubnis, jährlich im Monate Oktober an allen deutschen Schulen Sammlungen zu veranstalten; es ist das die einzige Ausnahme, da sonst Sammlungen aller Art an Schulen mit Recht verboten sind. Im wesentlichen aber fließen seine Einnahmen aus den Zuwendungen der deutschen Bezirke und Gemeinden, aus Beiträgen und Spenden. Am segensreichsten wirkt er wohl durch seine sieben

großzügig geleiteten Jugend-Erziehungsheime für verwahrloste Kinder, deren Bedeutung besonders in der Nachkriegszeit nicht hoch genug eingeschätzt werden kann, ferner durch die Fürsorge für ledige Mütter und uneheliche Kinder.

Neben diesen beiden Verbänden, die sich auf alle, von Deutschen bewohnten Teile des Staates erstrecken, sind nicht minder wichtig die Schutzvereine, deren Bereich nur einzelne Länder, bzw. nur Teile deren sind. Der größte und älteste ist der Bund der Deutschen in Böhmen, der sich die Erhaltung deutschen Bodens und Besitzes, Unterstützung von in Not geratenen Volksgenossen durch Arbeitsvermittlung, Darlehen, Unterstützungen an sie, ihre studierenden Kinder und besonders die Waisenflege zum Ziele gesetzt hat. Er hat schon vor dem Kriege zur Erreichung seiner Ziele die „Kreditanstalt der Deutschen“ gegründet, eine Bank, die auf genossenschaftlicher Grundlage errichtet wurde, in Prag ihren Sitz hat, aber in allen größeren Orten des Staatsgebietes über 80 Zweiganstalten besitzt. Der Bund der Deutschen und alle seine Unternehmungen beschränken sich auf Deutsche arischen Stammes sowohl was die Mitgliedschaft, als auch die Unterstützungen anbelangt. Ihm, bzw. seinem Vorbilde, folgen die kleineren Schutzvereine, die Bünde der Deutschen Mährens und Schlesiens und der Deutsche Böhmerwaldbund, der das arg bedrohte Gebiet des Böhmerwaldes betreut, denn dort ist durch die staatliche Wälderenteignung gerade in der Gegenwart immer von neuem der Versuch der Vertuschung gemacht worden.

Daß das Bindeglied aller Deutschen, die Sprache, und der Verein, der sich seine Pflege zum Ziele setzte, der Deutsche Sprachverein, von allen Kreisen des Sudetendeutschiums verständnisvolle Pflege findet, braucht wohl nicht betont zu werden. Da eine Mitgliedschaft bei ausländischen Vereinen nicht möglich ist, wurden örtliche Sprachvereine gegründet, die sich zu einem Bund der sudetendeutschen Sprachvereine zusammenschlossen. Sie beziehen für ihre Mitglieder die Zeitschrift des Deutschen Sprachvereines und genießen alle Rechte eines Zweigvereines. Auch die Turnvereine dürfen nicht mehr Mitglieder ausländischer Verbände sein, daher besteht seit dem Umsturz der Deutsche Turnverband in der tschechoslowakischen Republik, der gegen 900 Vereine mit über 120.000 ausübenden Mitgliedern hat. Alle Turn- und Sportvereine sind im Hauptausschuß für Leibesübungen vereinigt. Der Bund für deutsches Jugendwandern hat nach reichsdeutschem Vorbilde eine Reihe von Jugendherbergen geschaffen, von denen besonders muster-gültig die in Auffig ist. In diesen Herbergen finden auch die jährlich mehrere Wochen dauernden Volks- und Bauernhochschulkurse statt, die sich immer größerer Beliebtheit erfreuen.

Alle Kurse der Art verbieten für ihre Dauer des Kurzes allen Teilnehmern Alkohol und Tabak, ebenso, wie das in der Jugendbewegung von jeher üblich war. Das ist ein großer Verdienst der Wandervogelbewegung und der deutschen Gemeinschaft der Guttempler in der Tschechoslowakei, deren Führer aus der Jugendbewegung hervorgingen. Leider ist gerade auf diesem Gebiete der Sudetendeutsche, wie jeder andere Deutsche, recht weit zurück, die Tschechen könnten ihm hierin zum Vorbilde

dieneu. Zulezt, aber nicht an letzter Stelle, sei der Meznerbund, der Bund deutscher Kunstschaffender, erwahnt, der sich in den wenigen Jahren seines Bestandes einen Namen machte, und der durch Ausstellungen den Beweis bringt, daB die sudetendeutschen Kunistler und ebenso die karpathendeutschen hinter den anderen deutschen Kunistlern nicht zuruckstehen, zumal, da eine Reihe von ihnen an reichsdeutschen Akademien als Lehrer wirkt. Nicht zulezt seinem Eingreifen ist es zuzuschreiben, daB der Staat sich einer seiner Pflichten bewuBt wurde, und zu den jaherlich zur Verleihung kommenden Staatspreisen fur tschechische Kunistler nun auch solche fur deutsche schuf. Heuer wurden zum ersten Male zwei Sudetendeutsche mit dem Preise ausgezeichnet, und zwar der Komponist Theodor Weidl und der Dichter E. G. Kolbenheyer, der zwar in Budapest geboren wurde und in Tubingen lebt, der aber vaterlicherseits aus der Tis, mitterlicherseits aus dem Egerlande stammt und in Karlsbad seine Jugend verlebte. Der erstere erhielt den Staatspreis fur seine Oper Kranwit, der letztere fur sein Heimatbuch „Der kampfende Quell“, in dem er seine Heimatstadt Karlsbad verherrlicht. Heimatliebe und Heimatkunst haben immer eine besondere Pflege unter den Sudetendeutschen gefunden, die wissen, daB eine Zahl von dreieinhalb Millionen nicht auf die Dauer unterdruckt werden kann, daB aber nur eigene Kraft etwas vermag. Troz der Spaltung in viele Parteien sind alle doch hierin eines Sinnes.



Gestalter der Politik Europas

von Dr. W. Schreiber-Hermannstadt

Seinem soeben erscheinenden Werke, in dem er die europaische Politik der Nachhaagzukunft zu umreiBen unternimmt,¹⁾ schickt Dr. FriB Klein, der Chefredakteur der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ in Berlin, diese Worte voraus: „Die zweite Haager Konferenz setzt den Schlupunkt hinter die erste Periode der Nachkriegspolitik. — Die folgenden Blatter wollen weder bloB Biographisch-Anekdotisches, noch eine nur persnliche Behandlung der leitenden Manner und politischen Ideen im zeitgenossischen Europa bringen. Vielmehr soll, angeregt durch die persnliche Begegnung mit den leitenden Staatsmannern Europas auf vielen internationalen Konferenzen, der Versuch gemacht werden, die politischen Fuhrer des Kontinentes in ihrer physischen und geistigen Erscheinung zu schildern, in Beziehung aufeinander und auf die politischen Willensstrome, die das Bild der europaischen Welt, zehn Jahre nach Ratifizierung der Akte von Versailles, bestimmen. — Das war nicht mglich ohne die Fixierung des politischen Blickpunktes, der meine Betrachtung bestimmt, und ware zwecklos und unvollstndig ohne die

¹⁾ Dr. FriB Klein, 13 Manner regieren Europa. Umrisse der europaischen Zukunftspolitik Mit 9 Federzeichnungen von Kelen. Kartoniert Km. 380. In Ganzleinen geb. Km. 580. Hansseatische Verlagsanstalt, Hamburg=36 und Berlin=Leipzig. 194 Seiten 8°.

unmittelbare Schilderung der Auswirkungen jener neuen Methode der Diplomatie, die seit dem Versailler Friedenskongreß Mode geworden ist. Sie zwingt die politischen Führer zum Handeln auf grell beleuchteter Bahn. Das Ergebnis muß, vom Sachlichen abgesehen, die Entgötterung der Staatsmänner sein. Indem wir uns auf die Schauplätze der diplomatischen Auseinandersetzungen begeben, indem wir das Milieu und die Menschen, die dort verhandeln, zu zeichnen und zu erfassen versuchen, lernen wir nicht nur die „Spielregeln“ kennen, die es zu beachten gilt, sondern gewinnen auch ein Urteil über Deutschlands Möglichkeiten, deren schöpferische Gestaltung unser aller Sorge ist.“

Solche Worte sagen soviel als zu wissen nottut. Aus der Praxis des Bericht erstattenden Journalisten heraus, nicht also vom Schreibtisch des politischen Schriftstellers her, wollen — und müssen — Kleins Darlegungen verstanden und gewürdigt werden. Bereits das erste Kapitel führt mitten in die „Aktion“ hinein. Es stellt sich dar als eine „Rede vor Industriellen“ und enthält Kleins Anschauungen vom „entscheidenden Problemkomplex“: „England-Rußland, England-Amerika“ und der daraus resultierenden „Interessenkonflikte“. Die Meinung ist die: „Der latente Machtkampf zwischen Rußland und England verschiebt sich immer mehr zu Englands Gunsten. Ich beginne mich auf eine Unterhaltung, die der damalige englische Außenminister Sir Austen Chamberlain mit einigen Pressevertretern zur Zeit des Abbruches der englisch-russischen Beziehungen hatte. Der englische Staatsmann hat nichts von der großen geistigen Bedeutung seines Vaters geerbt. Aber es war eindrucksvoll und überzeugend, als er in schlichter Weise, nicht ohne den sympathischen Stolz seiner Klasse, darlegte, daß seine Regierung nicht in der Lage sei, in Großbritannien die Tätigkeit von Agenten zu dulden, die sich der diplomatischen Vorrechte nur bedienen, um die Grundlagen der Gesellschaftsordnung zu unterhöhlen. Die schwerste Niederlage, die die Sowjetunion vielleicht seit ihrem Bestehen erlitten hat, ist das Fiasco ihrer Politik in China, wie sehr auch die relative nationalpolitische Einigung des chinesischen Volkes eine mittelbare Wirkung dieser Politik geworden ist.¹⁾ Auch hier traf Sowjetrußland auf das weltumfassende Interesse des Britischen Reiches. Weniger jedoch durch aktive Handlungen der englischen Diplomatie wurde die russische Politik in einen katastrophalen Zusammenbruch getrieben, als durch die eigene, maßlose Überschätzung der Möglichkeit, die westeuropäische, zivilisatorische Idee des Kommunismus der chinesischen Kultur aufzuoktrojieren . . . Es ist, wie ich glaube, nicht übertrieben, zu sagen, daß die englische Regierung gar kein entscheidendes Interesse an dem Sturz des Bolschewismus hat. Denn kein gesundes konstitutionelles System ist wohl weltpolitisch ein so schwacher Partner . . . Es gibt

¹⁾ Für den, den diese Fragen im einzelnen interessieren, verweisen wir auf das vor kurzem erschienene Buch von Frithjof Melzer: Malaria, Gold und Opium. Mit Stöckners „Seilung Kiang“ = Expedition in die unerforschte Mandchurei, 240 Seiten, Gr.-8°. mit 2 Karten, 105 Illustrationen nach Original-Photographien, kartoniert, mit farbenprächtigem Schutzumschlag Rm. 9.50, in Ganzleinen geb. Rm. 12.—. Verlag E. Haberland, Leipzig C. 1.

kenntnisreiche und geistvolle Beobachter, die dem britischen Imperium ein ähnliches Schicksal wie dem gewesenen Osterreich = Ungarn prophezeien. Während aber in der Habsburger Monarchie die Reichspolitik mit der Zeit nicht nur nicht Schritt hielt, sondern weit hinter ihr zurückblieb — wenn auch die neugebildeten Staaten im Uberschwang des jungen Freiheitsrausches gleich noch um ein halbes Jahrhundert nach rückwärts sprangen —, darf man wohl die englische Staatskunst — siehe Ägypten, siehe die klugen Kompromisse mit den großen Dominien Kanada und Australien — nicht so gering einschätzen. Die Betrachtung des englisch = russischen Verhältnisses allein scheint mir jedenfalls für jene Hypothese keine ausreichende Handhabe zu bieten. — Anders freilich liegen die englisch = amerikanischen Beziehungen. Eine tiefe und ernste Mißstimmung zwischen London und Washington kann nicht geleugnet werden, und vielleicht ist es zutreffend, den vor der Flottenkonferenz herrschenden Geisteszustand zwischen den großen angelsächsischen Mächten mit dem Verhältnis zu vergleichen, das um die Jahrhundertwende zwischen Deutschland und England bestand. Die Vereinigten Staaten von Amerika bestreiten die Vorherrschaft der britischen Flagge auf dem Weltmeer. Sie nehmen — eine bittere Groteske — den Kampf um die Freiheit auf dem Meere wieder auf. Aber sie fordern nicht, wie einst Deutschland, ein Verhältnis der Flottenstärken von 16 : 10, sondern die Parität. Nicht mehr London, sondern New York ist der erste Kapitalmarkt der Kontinente, und in Europa rückt Paris auf den ersten Platz. Unter schärfster Beobachtung der Monroe = Doktrin greift der amerikanische Weltbankier mit starken Armen nach Mittel- und Südamerika hinüber, und einer dieser Staaten nach dem andern wird, wenn nicht militärisch besetzt, so finanziell und wirtschaftlich dem großen Konzern im Norden angegliedert. Die Vereinigten Staaten sind der erste Staat gewesen, der die neue Ordnung in China anerkannt hat, und die Amerikaner werden als Chinas beste und wertvollste Freunde betrachtet. In der Amtszeit des Präsidenten Hoover wird sich ohne alle Frage die durch den Verzicht auf die alten Verträge radikal umgestellte amerikanische Politik in China noch verstärken. Der amerikanische Handel bildet die schärfste Konkurrenz für den englischen, hier in Ostasien wie in Südamerika, wie, so unglaublich es klingen mag, in Australien und Neuseeland. Das russische Liebeswerben wird in Washington äußerst kühl betrachtet. Aber das hindert den amerikanischen Geschäftsmann nicht, sich auch für russische Anlagen zu interessieren und im Kampfe um das Öl dem Engländer den Rang abzulaufen. Die Vereinigten Staaten sind unermeslich reich, und auch von ihrer Gläubigerstellung England und Europa gegenüber abgesehen, sonst in der Lage, ihre Rüstungen unbeschränkt zu vermehren, was England nicht kann. Die Frage entsteht, ob hier ein neues Wettrüsten in gigantischem Ausmaße anhebt, oder ob der Kampf um die Märkte zu kriegerischem Austrag kommen muß. Die Vereinigten Staaten sind heute noch unangreifbar in ihrer geographischen Stellung und können mit einem Schlage die Verbindungen des britischen Mutterlandes mit den Dominien abreißen und Großbritannien einen tödlichen Stoß versetzen. — Man mag diese

Frage positiv oder negativ beantworten. Die englische Labourregierung hat sowohl Rußland wie den Vereinigten Staaten gegenüber eine entschlossene Initiative ergriffen. Die diplomatischen Beziehungen wurden wieder aufgenommen, und der Besuch des Premierministers bei Präsident Hoover hat eine wesentliche Entspannung mit Washington zunächst in der Frage der Flottenerständigung gebracht. Die Londoner Konferenz selbst hat die symbolische Bedeutung einer ersten Etappe auf dem Wege zum Ausgleich. Ich persönlich neige dazu zu glauben, daß in absehbarer Zeit eine über das Ergebnis weit hinausgehende Einigung zwischen England und Amerika stattfinden, und daher der große Kampf, der wieder die ganze Welt berühren würde, vermieden werden wird. Das würde freilich für England ein bisher undvorstellbares Opfer bedeuten, nämlich das Sichabfinden mit der Tatsache, daß die Stellung als erste Macht der Meere unwiederbringlich verloren, und alles, was gerettet werden konnte, ein möglichst gutes Konsortialverhältnis mit den Vereinigten Staaten ist. Solange aber die Gefahr eines ersten Zusammenstoßes besteht, ist nichts natürlicher als die Tatsache, daß England sich in Europa der Rückendeckung durch die stärkste Kontinentalmacht versicherte. Das sogenannte Flottenabkommen zwischen England und Frankreich hatte, von England aus gesehen, den Sinn, sich westlich des Kanals zu decken, des Kanals, der ja nicht mehr darstellt, daß Großbritannien eine Insel ist. Diese Stellung ist schon heute für immer verloren. Hier wirkt der Alptraum der pazifischen Zukunft auf uns Deutsche unmittelbar zurück. Denn — bliebe es bei der englisch-französischen Intimität und verstärkte sie sich vielleicht noch, dann wäre die französische Vormachtstellung auf dem europäischen Kontinent und damit die Herrschaft des Versailler Diktates stabilisiert, und statt, daß wir Erleichterung erhielten, müßten unsere Ketten immer fester werden.“

Am den Beginn seiner eigentlichen Dreizehnmännerdarstellung setzt Klein ein abgeschlossenes Kapitel „Stresemanns Vermächtnis. Der Staatsmann und Mensch“. Es versteht sich, daß hier, und besonders hier, Klein Eigenstes zu geben hat. Ebenso wird es sich verstehen, daß dieser als absolutes Ganze gestaltete Abschnitt ausschneidende Zitate nicht verträgt. Er will als Einheit gewertet sein, und schon um dieses einen Kapitels willen wird der Kleins Buch gern zur Hand nehmen, der die zwanziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts betrachtet. Es schließt ab mit Worten über die „Aufgabe im Innern“: „Die staatspolitische Erziehung des Sozialismus, die nach Stresemanns Wunsch seine Verbürgerlichung im englischen Sinne werden sollte, ist weit genug vorgeschritten. Auch als Oppositionspartei wird die Sozialdemokratie in der Republik niemehr eine antistaatliche Partei sein können, schon weil sie durch ihre Vorherrschaft in Preußen in der Exekutive sogar viel stärker verankert ist, als das wünschenswert sein kann. Die Partei Stresemanns muß ihre Handlungsfreiheit gegenüber der Sozialdemokratie wiedergewinnen. Dazu gehört freilich auch, daß rechts von ihr der an sich erklärliche revolutionäre Nationalismus von der unentbehrlichen parlamentarischen Aktionsgruppe des Konservatismus sich scheidet. Neue Parteien werden entstehen, die nicht Splitter, sondern

Zusammenfassungen sein müssen, einfachere Formen für das innere Kräftespiel, beweglichere, lebendigere und mächtigere Machtbildungen des Bürgertums. — Für diejenigen Volksteile, die unter dem Vorkriegsschlagwort des Liberalismus zu einigen sind, wäre Stresemann der gegebene Führer gewesen. Wer ist sein Erbe? Die ‚konservativen‘ Massen des Bürgertums entbehren des Führers erst recht. Trotzdem beschleunigt jeder neue Tag diese notwendige Scheidung, die zugleich Straffung und Stärkung sein wird. — In der Außenpolitik steht die langdauernde und beschwerliche Auseinandersetzung mit allen jenen Kräften bevor, die außerhalb der eigentlichen französischen Machtphäre liegen, und weiter mit den Faktoren, deren gegensätzliche Interessen im Hinblick auf die Sphäre immer unverhüllter zutage treten. Sie muß sich vollziehen unter Aufrechterhaltung derjenigen Position, die Stresemann dem Westen gegenüber immerhin zu sichern vermochte. Im Innern drängt die politische ‚Sanierung‘ des Bürgertums“.

Und nun wendet sich Klein seiner Aufgabe im besonderen zu. Das dritte Kapitel behandelt Poincaré, Briand und Tardieu, „Zuverlässigkeit, Genie und junge Generation“. „Es ist nicht ohne Absicht geschehen, daß nach Dr. Gustav Stresemann, den wir verloren, die drei politischen Führer Frankreichs besprochen werden sollen, die in der Gegenwart und Jüngstvergangenheit die Geschicke ihres Vaterlandes am maßgebendsten beeinflusst haben. Frankreich . . . ist heute nicht zu denken ohne die Gestalten Raymond Poincarés und Aristide Briands . . . Poincaré ist 70 Jahre alt, Briand 68. Beide haben Rechtswissenschaften studiert. Poincaré ist Doktor der Rechte der Sorbonne, Briand wurde nach freudloser Jugend Advokat. Beide haben literarische Neigungen. Briand war Journalist in der Schriftleitung der ‚Lanterne‘, einer antiklerikalen Zeitschrift, zu deren Redakteuren auch Millerand und Viviani gehörten. Poincaré hat sich in seinen Anfängen mit schöner Literatur beschäftigt. Früher als Briand trat Poincaré in das parlamentarische Leben ein. Schon mit 27 Jahren ist er Abgeordneter der Deputiertenkammer, Briand erst mit 42. Dreiunddreißig Jahre alt, wird Poincaré zum ersten Male Minister, und zwar des Unterrichtes. Auch Briand hat im Unterrichtsressort begonnen, aber erst im Jahre 1906, im Alter von 44 Jahren . . . Ein witziger Franzose hat bekanntlich den Unterschied zwischen Briand und Poincaré so formuliert: Poincaré weiß alles und versteht nichts, Briand weiß nichts und versteht alles. Er wollte den Gegensatz zwischen dem Arbeits- und Pflichtmenschen Poincaré und dem politischen Bohemien Briand kennzeichnen, dessen fabelhafte Auffassungsgabe ihm ermöglicht, auch über die schwierigste Materie, die er sachlich ganz und garnicht beherrscht, mit Glück zu verhandeln . . . Während Poincaré niemals in Genf war, ist Briand vielleicht die populärste Gestalt des Völkerbundes. Wer ihn dort hat sprechen hören, wird immer neu den Eindruck einer verführerischen Rednergabe festgestellt haben, der sich auch der Allerskeptischste schwer entziehen kann. Mit seiner wohl lautenden, tiefen und ungewöhnlich modulationsfähigen Baritonstimme gestaltet er seinen Vortrag. Poincaré trägt meist ein Manuskript vor, an das er sich gewissenhaft hält. Briand macht sich nicht einmal Notizen, was natürlich nicht

befagen soll, er überlege sich nicht ganz genau, worauf er hinauswill. Aus der Empfindung des Augenblicks läßt er ein rednerisches Kunstwerk entstehen, das die Zuhörer in seinen Bann schlägt. Er beginnt mit leiser Stimme und humorvollen Wendungen an ein irgendein, vielleicht ganz belangloses Ereignis oder an eine Bemerkung eines Vorredners anknüpfend. Ein Brillantfeuerwerk sarkastischer und ironischer Bonmots wird abgebrannt. Eine wohlwollende und behagliche Stimmung verbreitet sich unter den Zuhörern, die immer mehr dem musikalischen Zauber des schönen Organs verfallen. Dann kommen die geistprühenden Vergleiche, die rhetorischen Steigerungen, die Häufung der berausenden Phrasen, die ja nicht nur in Romanen wirken. Unvergeßlich jene Rede beim Eintritt Deutschlands in den Völkerbund am 10. September 1926 mit ihrem Höhepunkt, dem wie Paukenschlag herausgeschmetteten: „Weg die Gewehre, die Mitrailleurfen, weg die Kanonen, Platz für die Versöhnung, für das Schiedsgericht und für den Frieden!“ Briand ging auf dem Podium immer auf und ab und riß sich selbst zu immer stürmischeren Bekenntnissen friedlicher Gesinnung und der Verherrlichung des Verständigungsgedanken fort. Ein Orkan des Beifalls brauste los, und ich sehe noch den Delegierten Kanadas, einen alten Mann, mit Tränen in den Augen, in tiefer, echter Ergriffenheit vor mir, der am Schluß der Rede wie elektrifiziert aufsprang und überwältigt „Frieden — Frieden!“ rief.“

Bezirke, wie der soeben betretene des Kleinschen Buches machen seinen ganz besonderen Reiz aus und bedingen die Signatur der hier beliebten Entwicklungsdarstellung. Ein weiterer Abschnitt ist Chamberlain und Snowden gewidmet. Besonders der letztere ist aus dem Verhandlungserlebnis heraus dem Verfasser überaus lebendig, „ein scharfgeschnittenes geistiges Gesicht mit spitzem Kinn, schmalen Lippen und stechenden blauen Augen. Nur schwer bewegt er sich zu seinem Platz. Er geht an zwei Krücken, lehnt aber, wie vorher beim Treppensteigen, so auch hier im Sitzungssaale jede Hilfe der eifrig um ihn bemühten Sekretäre ab. Ein Mann, dem Willenskraft und Entschlossenheit auf dem Gesicht geschrieben stehen, der offenbar die Herrschaft über seinen Körper jeden Augenblick erst neu gewinnen muß“. Es folgen Skizzen vom Grafen Bethlen und Mussolini, von Hoover und vom toten Primo de Rivera, von Tschitscherin und Paul-Boncour. Das sechste Kapitel aber trägt die Überschrift „Seipel, Benesch und Maniu — Priester, Revolutionär und Demofrat“, und hier wollen wir noch einmal Station nehmen. Klein schreibt: „Wir wenden uns den Staatsmännern einiger kleinerer Staaten zu, die im mittel- und südosteuropäischen Raum auf dem Boden der alten österreichisch-ungarischen Monarchie entstanden sind, oder wie Rumänien, aus diesem Boden einen großen Zuwachs erhalten haben. Von den drei Männern, die ich behandeln werde, ist wohl Herr Maniu der am wenigsten bekannte. Seine Laufbahn bietet auch im Grunde nichts Außergewöhnliches, insofern nicht die Geburt der neuen Staaten durch den Krieg an sich etwas sehr Außergewöhnliches ist. Dr. Julius Maniu, 1873 geboren, war ein bescheidener Rechtsanwalt in der Provinz, in Siebenbürgen, das damals zu Ungarn gehörte, als Jurist und Politiker mit

Sprache und Mentalität des staatsführenden Volkes genau vertraut. In der national-rumänischen Bewegung arbeitete er sich durch Fleiß, politisches Verständnis und besondere Charaktergaben früh hinauf und wurde in jungen Jahren als Abgeordneter in das ungarische Parlament entsandt. Mit den wenigen Abgeordneten der anderen Nationalitäten, den Slowaken, den Serben, und von den Deutschen mit Rudolf Brandsch, der eine Sonderstellung einnahm, arbeitete er eng zusammen. Es ist kein Geheimnis, daß von diesen Abgeordneten Fäden nach dem Belvedere, der Residenz des Erzherzogs und Thronfolgers Franz Ferdinand, hinübergingen, damals im alten Ungarn ausgesprochener Landesverrat. Die Nationalitäten erhofften von dem Thronfolger Unterstützung gegenüber der ungarischen Nationalstaatsidee. Inzwischen ist es geschichtsnotorisch geworden, daß Franz Ferdinand für den Fall seiner Thronbesteigung umfassende politische Vorbereitungen getroffen hatte, die sich gegen die ungarische Suprematie richteten. Das Bündnis, denn von einem solchen kann man mit einer gewissen Übertreibung sprechen, zwischen den nicht ungarischen Nationalitäten Ungarns und dem Thronfolger, starb mit dem Mord von Sarajevo dahin. Wenn bisher die rumänische Nationalpartei, zu deren führenden Mitgliedern Maniu gehörte, ihre nationalen Bestrebungen im Rahmen Ungarn durchzusetzen bestrebt war, so änderte sich seit der Ermordung Franz Ferdinands allmählich das Bild. Maniu freilich, der k. und k. Reserveoffizier war, sehen wir zunächst den Krieg, ohne offensichtliche politische Tätigkeit, in der Front der Mittelmächte mitkämpfen. Der Zusammenbruch erreichte ihn auf dem südlichen Kriegsschauplatz, und es ist für seine Freunde nicht ganz leicht, den Reserveleutnant der Artillerie, dessen Begabung sie in der nun beginnenden neuen Epoche große Aufgaben zuweisen wollen, in ihre Mitte, zuerst nach der ungarischen Hauptstadt, dann nach Siebenbürgen selbst zu bekommen. Jetzt überstürzen sich die Ereignisse. Schon am 1. Dezember 1918 tritt, von der rumänischen Nationalpartei einberufen, in Karlsburg in Siebenbürgen eine revolutionäre, rumänische Nationalversammlung zusammen und beschließt unter führender Mitwirkung Manius die Lostrennung von Ungarn und die Verbindung mit dem rumänischen Königreich. Der alte Staat war dahingesunken. Für die Provinz Siebenbürgen und das Banat wurde ein provisorischer Regierungsrat einberufen, an dessen Spitze Dr. Julius Maniu als Präsident trat. Das sind jene Karlsburger Beschlüsse, das feierliche Bekenntnis einer von Freude überströmenden Geburtsstunde, die über ihren staatsrechtlichen Inhalt hinaus großzügige Versprechungen für die neuen Minderheiten im vergrößerten rumänischen Staat enthielten, Verheißungen, von denen man sagen kann, daß sie aus der Gedankenwelt des jahrzehntelangen Kampfes der Rumänen selbst erwachsen und von dem Geiste westlicher Demokratie befruchtet waren, der zu jener Zeit nach Südosteuropa hinüberschlug. Die hier versprochene „Kulturelle Autonomie“ blieb freilich ein Wunschtraum, und Maniu sah von seinem Programm etwa soviel als nichts verwirklicht.

Und doch: „Zu seiner Ehre muß gesagt werden, daß er in der Opposition, oft unter schweren persönlichen Opfern einen unbeugsamen Kampf gegen den

Zentralismus und gegen die Rückständigkeit der altrumänischen Parteien geführt hat. Während die Nationalpartei, deren Präsident er wurde, sich über das ganze Reich ausbreitete, und in den Massen immer tiefere Wurzeln schlug, setzte von der Zentrale aus eine unerbittliche Unterdrückungspolitik gegen sie ein. Maniu hat in 10 oppositionellen Jahren allen Verlockungen und Erpressungen widerstanden. Er hatte oft Gelegenheit, um den Preis seiner Überzeugung an die Macht zu gelangen. Er mußte Anfeindungen der schmähslichsten Art über sich ergehen lassen, die ihn besonders schwer trafen, weil sein reiner Patriotismus im Ernst nicht im Zweifel zu ziehen war. Er hatte andererseits mit einer radikalen Strömung in den eigenen Reihen zu kämpfen, die sich von gewaltsamen Aktionen mehr versprach als von der gesetzlichen Vertretung ihrer politischen Wünsche. Allen diesen Stürmen hat Maniu sich gewachsen gezeigt, und seine Charakterfestigkeit ist schließlich dadurch belohnt worden, daß er als Ministerpräsident die Möglichkeit erhielt, seine Ideen durchzuführen. — Darüber, inwiefern ihm das gelingen wird, wünsche ich keine Prophezeiungen zu machen. Ich erkenne den guten Willen des Ministerpräsidenten und seiner Mitarbeiter an, die Besserung im Lande herbeizuführen, zu der sie moralisch verpflichtet sind. Ihre Regierungszeit ist vielleicht noch zu kurz, um ein endgültiges Urteil zu ermöglichen. Aber man muß die geradezu ungeheuren Widerstände in Rechnung ziehen, denen sie in einem Lande begegnen, das von der Türkenherrschaft im Grunde erst 60 Jahre lang frei ist. Maniu hat in der Opposition große politische Qualitäten gezeigt. Im Interesse seines Landes ist zu hoffen, daß er sich auch als verantwortlicher Ministerpräsident durchsetzt. Sein Charakter ist einwandfrei, sein Bildungsideal an westlichen, insbesondere deutschen Vorbildern geschult, seine Klugheit unbestritten. Seine Feinde nennen ihn Cunctator, den Zögerer. Jedenfalls muß er die staatsmännische Kraft erst beweisen“.

Hier ist Klein in der Lage, für seine Gestaltung persönlichstes Erleben aus nächster Nähe nutzbringend auszubenten.

Vier große Schlußkapitel heißen „Locarno. Versailles soll durch Versailles überwunden werden“, „Genf. Der erste Schritt und die erste Enttäuschung“, „Haag 1929. Vom Pariser Youngplan zum Haager Youngplan“, „Haag 1930. Der freie Rhein und der Zwang zu einer neuen Politik“, und bringen — ähnlich dem Eingange des Buches — tiefe Erkenntnisse an sich verborgener Zusammenhänge und, wenn auch sichtlich außerhalb des Dreizehnmännertemas stehend, den anderen Abschnitten zweifelsfrei Ebenbürtiges. Programmatish für Fritz Klein sind Worte, wie er sie am Schlusse seines Buches ausspricht: „Am 12. März nahm der deutsche Reichstag mit 270 gegen 192 Stimmen den Youngplan an. Am 13. März unterzeichnete der Reichspräsident von Hindenburg den Vertrag, nach wenigen Tagen auch das Polenabkommen, dessen Verfassungsmöglichkeit er noch einmal nachprüfen ließ. Nur zwei Hebel bleiben uns, mit deren Hilfe wir versuchen können, aus dieser Situation, die gewaltsam nicht mehr umgestürzt werden kann, das Beste zu machen: Finanzreform und Wirtschafts Anpassung an den Druck der Tribute. Dann aber die Verflechtung der Vereinigten Staaten von Amerika in das Tributproblem, in

das Problem der interalliierten Schulden, die uns vielleicht in der Zukunft einmal ebenso nützlich sein kann, wie sie uns bisher geschadet hat. Der deutschen Außenpolitik aber erwächst als nächste Zukunftsaufgabe der Zwang, sich — nach Osten zu wenden . . . Wir müssen den Blick mit aller Festigkeit auf die östlichen Probleme richten, die sich für Deutschland erst nach Befreiung des Rheines in voller Größe erheben . . . Ihnen wird in der nächsten Zukunft erhöhte Aufmerksamkeit gelten müssen. Der Raum von der Nordsee bis zum Schwarzen Meer ist Schicksalsland der deutschen Politik. — Für die Durchsetzung dieser Wünsche und Aufgaben gibt es keine unfehlbaren Rezepte. Nur eines ist nicht möglich: mit allen Staaten, die sich in diesem Raume befinden, gleichmäßig verfeindet oder gleichmäßig befreundet zu sein . . . Entscheiden wir uns nach der einzig möglichen realpolitischen Erkenntnis, die Freunde zu suchen, deren Interessen mit den unseren parallel laufen. Je geringer das Interesse eines Staates am integralen Versailler Diktat, desto größer die potentielle Möglichkeit einer Freundschaft mit Deutschland. Seien wir uns klar darüber, daß risikolose auswärtige Politik unmöglich ist nach jenem Worte Machiavellis, das auch für den inneren Wiederaufbau Deutschlands gilt: „Aus keiner Gefahr rettet man sich ohne Gefahr“. Möge auch dieses Buch zu seinem Teile die politische Selbstprüfung gefördert haben, deren unsere Nation bedarf, wenn sie das Ziel erstrebt, das unser aller Leben umschließt: Das freie, größere Deutschland!“

Der Zweck dieses referierenden Berichtes und der nach Möglichkeit reichen Textproben war, die ~~besondere~~ Eigenart des ~~Kleinheit~~ Buches aufzuzeigen. Es ist ein Buch der Praxis, der Anschauung und sicher fern von jeglicher grauen Theorie abstrakt grübelnder Schreibtschflügelei.



Der Ruinenbauer

von Alfred Klöß-Lugosch

Das verheerende Hochwasser vom Jahre 1912 hatte seine Narben hinterlassen in der Gemeinde.

So wie die echten Pocken an dem Überlebenden niemals ohne Merkzeichen vorübergehen, sondern ihm in der Gestalt häßlicher Gesichtsnarben ihre Denkmäler verfehen.

Der hoch über die Ufer angeschwollene reißende Wildbach hatte damals wahre Kolosse von Steinen in die Gemeinde hineingewälzt, zu vielen hunderten, und auch später, als das Wasser längst abgelaufen war, und als die nicht zuletzt durch die zermalmende Wuchtgewalt der Steine zerstörten Häuser und Wirtschaftsgebäude längst wieder erstanden waren, blieben die Kolosse zurück in dem Dorfe und zeugten von der furchtbaren Verheerung.

Die praktischen Bauern bedienten sich dieser Blöcke, um vorzubauen und mit

Wällen von Steinen ihre Anwesen zu schützen. Und die kleinen Steinburgen gewährten einen ganz kuriosen Anblick; zumal im oberen Teil der Gemeinde rief es den Eindruck hervor, als ob die Häuser, teilweise bloß mit einem Fenster versehen, das nach der Gasse zeigt, in lauter Festungen umgewandelt wären.

Auch sonst aber pflanzten sich in der sehr breiten Hauptgasse vereinzelt bedrohliche Steinungetüme auf, als wollten sie die mit Vorliebe am unrechten Plage sparenden, ja geizenden Bewohner eindringlich mahnen, sich nun endlich zu einem größeren Schutzwerke aufzuraffen, damit nicht ein zweiter Stoß die Gemeinde ganz fortzuschwemme.

Und nun gar oberhalb des Dorfes, wo man den Gebirgsfluß rauschen und dem Ohre wohlgefällige Melodien erzählen hörte, da häuften sich kleinere und größere, nicht fortzubewegende Steinmassen zu wahren Zyklopenburgen, so daß man kaum hindurch konnte.

Das waren alles mahnende Erinnerungszeichen an das Julihochwasser von 1912.

Nein, diese Gemeinde war überreich an Steinen und selbst nach 48-stündigen Regengüssen versank man noch keineswegs im Morast . . .

Es gab aber noch eine Ruine, von der Uhlands Wort hätte gelten können:

„Nur eine hohe Säule zeugt von verschwundner Pracht,
Auch diese schon geborsten, kann stürzen über Nacht.“

Mitten in der Gemeinde sich auspflanzend, stellte sie einen großen Schönheitsfehler in sich dar. Der Ortsunkundige mochte bei Betrachtung dieser Ruine ohne weiteres denken, sie rühre von einem Brand her. Feuer und Wasser sind ja gerade im Hinblick auf die Zerstörungen, die sie anstiften, wenn sie einmal losgelassen werden, Zwillingssbrüder.

Es mangelte bloß jener gewisse schwärzliche, rußige Schimmer, der bisweilen so pittoreske Wirkung auslöst an Brandruinen.

Gut die Hälfte des Bauernhauses war durch die Hochwasserfluten herausgebrochen worden, so daß man sich mit Recht wundern durfte, wie die andere, kleinere Hälfte hatte standhalten können. Schwebte sie doch gleichsam in der Luft. Stand doch, wie der Sachse zu sagen pflegt, das Haus „auf dem Rokokofuß“. Denn der Ruinenbauer ließ gar nichts ausbessern; er ließ alles unverändert stehen nach der Überschwemmung.

Bloß ein Fensterchen guckte neugierig aus einer tiefen Nische in die Welt hinein. Das schiefe Ziegeldach war zerstört worden und der Rauchfang zusammengestürzt. Gleichwohl war die Plafondschicht erhalten geblieben, und es sah eigentlich aus, als ob das Häuschen im orientalischen Stile erbaut worden sei: aus dem flachen Dache sproß gar idyllisch das Gras hervor.

Dem einzig stehen gebliebenen Zimmerchen — ich bin niemals dazu gekommen, es zu besichtigen — bot die erwähnte Plafonddecke ein natürliches Schutzbach, so daß sich zur Not drin haufen ließ.

Für den fehlenden Rauchfang schaffte der Bauer in findiger Weise Ersatz, indem er ein Loch grub in den Plafond und die Ofenröhre hindurchsteckte. Qualmte diese nun nach Art einer türkischen Pfeife, so wußten die Nachbarn, daß der Ruinenbauer zu Hause war und seine kargliche Mahlzeit zubereite. Es kam nicht eben häufig vor . . .

Die anstoßenden Schuppen und Stallungen und die Scheune waren, obgleich nur wenig höher gelegen als das Wohnhaus, von den grimmigen Fluten so gut wie verschont geblieben, befanden sich aber in stark verwahrlostem Zustande, weil der Ruinenbauer leidenschaftlich gern trank und rauchte und niemals Geld für Ausbesserungen übrig hatte.

Ein zumal in seiner Breite ausgedehnter Garten mit zahlreichen Pflaumen- und Birnbäumen führte geradewegs zum schwarzspiegelnden Gebirgsflusse hin und wies einen bequemen, auch von dem Pfarrer und Lehrer gern benützten Badeplatz auf, zu welchem man auch auf einem links von der Brücke abzweigenden Fußpfade gelangen konnte.

Fleischer Biter — der „lange Biter“, wie man ihn in der Gemeinde hieß, ein Hüne von Gestalt, — wäre um ein Härchen das Opfer des dämonisch einbrechenden Hochwassers von 1912 geworden, und eben seine ans Wunderbare grenzende Errettung hätte ihn fromm und gottesfürchtig stimmen müssen . . .

In jener Nacht nämlich, wo die Wasserkatastrophe ihre Gipfelhöhe erreicht hatte, wo mit dem leidenschaftlichen Branden und Brausen der schokoladefarbigen Wassermassen in schäumigem Chorus das Krachen und Splintern zusammenstürzender Pfosten und Balken wetteiferte, schlief der Fleischer in voller Gemütsruhe den Schlaf des Gerechten, als ob nicht gerade auch sein Anwesen durch das stündlich steigende Wasser in Gefahr schweben würde, und mit seinem Wohnhaus er selbst.

Von allen Seiten leckte das sich ganz unsinnig gebärdende Hochwasser an das Haus heran; der Ruinenbauer aber, der wieder einmal dem Branntwein im Übermaß gehuldigt hatte, schlief ruhig weiter, und erst als ihm Leute von der freiwilligen Feuerwehr dicke Steine ins Fenster warfen und der Lärm der voll entfesselten Elemente immer gewaltiger answoll, erwachte er und sprang von seinem Lager auf.

Es war nun aber schon zu spät geworden, um sich mit einem Sprung durchs Fenster zu retten, denn die wilden Wasser gurgelten und glucksten bereits wie toll um ihn herum und hätten ihn unfehlbar mit sich herabgerissen in ihren schauer-vollen Schlund.

Da waren es zwei tapfere Bauern und Feuerwehrleute, die den langen Fleischer unter eigener Lebensgefahr, mit Hilfe von Strickleitern hinüberretteten bis zur höher gelegenen und nicht in der unmittelbaren Gefahrenzone befindlichen Landungsstelle.

„Ihr hättet ja gewiß besser getan“, hat er nachher oftmals geäußert, „wenn ihr mich damals dem Teufel überlassen hättet; sowieso bin ich ja des Teufels, und gibt er mich doch nicht mehr frei in diesem Leben“, und er brach in sein

wieherndes, langgezogenes Lachen aus, angefichts dessen man Zweifel hegen konnte, ob es nicht Weinen sei.

Der Ruinenbauer hatte ein sonderbares Aussehen. Man brauchte ihn bloß einige Male schärfer ins Auge zu fassen, um ihn nicht wieder vergessen zu können.

Seine Nase, inwendig reich behaart, wies gegen die Spitze zu eine beträchtliche, wulstartige Verdickung auf und leuchtete unverkennbar kupferrot, selbst wenn er im tiefsten Schatten stand. Die Auglein waren eigentlich Schweinsäuglein, denn klein und geschlikt, nach mongolischer Art, blickten sie aus den Höhlen. Oftmals schwammen sie in Tränen und nie waren sie ganz rein und hell; über den Pupillen lag es jedesmal wie eine schmutzige graue Schicht. Wildbuschige Augenbrauen verliehen dem Gesichtsausdruck etwas trotziges.

Die Stirn war zurückgehend und absolut ungewölbt, von geringer Höhe und Ausdehnung. In jüngeren Jahren ließ sich der lange Fleischer einen wickelsleinwand-schwarzen Vollbart stehen, der ihn im Vereine mit dem breitbasigen, dichtbehaarten Schnurrbart das Aussehen eines Räuberhauptmannes verlieh. Als er dann die Sechzig überschritten, da trug er sich rasiert und die „Grun“ ließ er sich von Zeit zu Zeit auslichten.

Er hatte einen kautschukartigen elastischen, weiten Mund, den er beim Erzählen zu allerlei komischen Grimassen verzerrte.

An dem Ruinenbauern fielen dann noch auf der lange, dünngebaute Hals und die affenähnlichen Arme, mit denen er höchst groteske Bewegungen ausführte, und die ebenfalls durch besondere Länge gekennzeichneten Füße.

Von riesiger Breite und Dicke waren hingegen Fleischers Hände. Eine normal beschaffene Hand mußte total versinken in dieser richtigen „Bärenfaße“, die insofern doch so wenig raubtierartig anmutete, als sie latschig weich war; aufgedunsen fleischig wie fein Trinkerantlitz.

Diese „Pranke“ übte so gar keinen Druck aus auf denjenigen, welchem er sie darreichte.

Des Ruinenbauers Gang war ein trotzendes Schlurfen oder schlurfendes Trotten. Er hatte die Gewohnheit, stehen zu bleiben und mit sich selbst Gespräche zu führen. Kam ihm aber jemand in den Wurf, so hatte der nichts zu lachen, denn der lange Piter erwischte ihn unweigerlich am Rockzipfel und ließ ihn nicht wieder aus. Und seine Geschichten pflegten ebenso pointenlos wie langatmig zu verlaufen.

Seine Stimme ließ sich einfach nicht verkennen; denn zottig, brummig wie die eines Griblybären erscholl sie; phlegmatisch dehnte er die Worte in die Länge und begleitete sie, häufig genug, auch wenn es nicht am Platze war, mit dem breiten, wiehernden, im Grunde gemüthlich erschallenden Lachen des Waldriesen, das man von ferne auch für Heulen halten konnte. Seine Kleidung war schadhast.

Für gewöhnlich trug er eine rumänische blaue Jacke, aus Hauswolle gefertigt, die eine stattliche Anzahl von Löchern, zumal an den beiden Ärmeln, aufwies. Reckte er sich etwas empor, so schimmerte unter der gürtellosen, von zahl-

reichen Flicken karrierten Hose das kupferbraune, mit Haaren dicht bedeckte Fleisch deutlich hervor.

Am stattlichsten präsentierte er sich noch in seinem schwarzgrauen, bis zu den Knöcheln hinabreichenden Fuhrmannsanzug.

Die Opintschen ersetzten ihm die hochschäftigen Stiefel; auch barfuß ließ er sich gerne blicken.

In den Wintermonaten aber bis tief in den April hinein trug er eine wohlgefütterte, schwarze Kosakenmütze.

Der Ruinenbauer hatte eine gute Eigenschaft an sich: Er war, solange ihm der Weingeist die fünf Sinne nicht völlig umtrübt hatte, aufrichtig und ehrlich. Pfl egte aus seinem Herzen keine Mördergrube zu machen.

Wie er dachte, so redete er auch, und man durfte ihm im allgemeinen Glauben schenken, wenn er von längst entschwundenen Tagen erzählte.

In jungen Jahren war der Ruinenbauer fleißig und nüchtern gewesen. Er hatte oft für drei gearbeitet und namentlich zur Zeit der Heuernte dort draußen „im Heufeld“, wo der Blick auf ganze Kettenzüge stahlblauer, in kühnen Formationen aufsteigender Mittelgebirge und auf verträumte, im Herbst rostbraune Wälder fiel, auch noch im Mondscheine die Sense gedengelt und in weit ausholendem Schwunge das Gras niedergemäht.

Sein Schicksal wurde sein Weib, eine böshafte, spöttische Person, der stets ein zynisches oder wollüstiges Lachen um die Mundwinkel spielte. Sie behandelte den Piter geringschätzig, von oben herab. Sah in ihm nur den läppisch-gutmütigen Riesen, den man wohl ohne Gewissensbisse auch — betrügen durfte.

Und sie tat es auch, obwohl der Ruinenbauer es lange Zeit nicht glauben wollte . . .

Eines Tages — es war in der heißen Erntezeit — trieb ihn der blinde Instinkt nach Hause . . . Es wahr 11 Uhr vormittag. Da fand er zu seinem Entsetzen, als er die Rükchentür aufriß, die Frau in innigster Umarmung auf dem Bett liegen mit einem rumänischen Dienstknechte, der noch kaum 16 Jahre zählte.

Daß damals der lange Piter in seinem nun elementar hervorbrechenden Jünggrimme das ehebrecherische Paar nicht niederschlug, hat er selbst nachher als das größte aller Wunder bezeichnet.

Er stellte dann später ein scharfes Verhör mit dem Knaben an, und da trat es zutage, daß das Liebesverhältnis zwischen Herrin und Knecht schon seit Jahr und Tag bestanden hatte und daß die Bäuerin die Verföhrerin gewesen war.

Piter war zwei Tage und zwei Nächte lang ganz außer sich. Er prügelte seine Frau wiederholt gottserbärmlich durch und jagte sie schließlich, ohne sich von ihr scheiden zu lassen, zum Sempel hinaus.

Die offenkundige Untreue der Bäuerin, die es nicht einmal für nötig befunden hatte, die Türe abzusperrern, wenn sie sich mit ihrem Knecht amüßigte, wirkte auf das Gemütsleben des im Grunde weichherzigen und empfindlichen

langen Piter derart zersetzend ein, daß er sich mehr und mehr dem Trunke ergab, darüber Pflug und Feld und Arbeit und sich selbst vernachlässigte und, ohne es zu wissen, zur komischen Figur wurde in seiner Gemeinde.

Er leistete in den auf den Ehebruch seiner Frau folgenden Jahren mit Vorliebe Fuhrmannsdienste. Führte bei Wind und Wetter die in den Dörfern hin und her schachernden Juden bis in die Stadt und wieder zurück. Ließ sich aber auch zu viel weiteren Überlandfahrten engagieren, bis über die hohe Mogura hinaus, ins schöne Buchenland herunter „bäs än de Dorna“. (Bis nach Dorna-Watra.) Er trug wiederholt auch dem Pfarrer seine guten Dienste an und weil er, sozusagen, zu jeder Zeit zur Verfügung stand, auch dann, wenn die Anderen ihren unaufschiebbaren Arbeiten nachgingen, so mußte der Pfarrer wohl oder übel anbeißen an den Lockföder.

Er tat es ungern, denn obwohl der Ruinenbauer sonst ein vorzüglicher Koffel lenker war, der sich mit seinen kleinen, braun-schwarzmähnigen, ausdauernden Szecklerpferden niemals übereilte, sondern gar hübsch im Trab blieb, so wurde der Geistliche doch selten die Angst los, daß der Fuhrmann ihn einst in den Graben ausschütten könnte, wenn der Weingeist gar zu stark in ihm rumorte.

Piter hatte vornehmlich zwei Kommandos, mit denen er seine geduldigen Pferde zu dirigieren pflegte. Das eine lautete: „ajta — ajta!“ und damit trieb er seine Gäule zu größerer Eile an; das andere: „prrr-r!“; damit suchte er sie zu zügeln und zum Stehen zu bringen.

Wie drollig berührte es nun aber, wenn der Ruinenbauer fast in einem Atem kommandierte: „ajta—ajta, prrr-r!“; das war ja gerade, als ob er erreichen wolle, daß die Pferde zu gleicher Zeit galoppieren und stehenbleiben sollten...

So oft er aber im Dusel war — und wie selten war er's nicht —, so ließ er zum Ergötzen für die Pfarrersfamilie beide Kommandos erschallen und hieb sodann fastig in die armen Pferde hinein, wenn diese bloß stehenblieben oder im Trab weiterliefen.

„Wässen Se, wässen Se...“ Mit diesen Worten pflegte der Ruinenbauer seine Worte einzuleiten, wenn sie oben auf der Höhe angelangt waren und die Pferde nun gut ausschtauften. Und er legte mit brummiger, langgezogener Stimme los, erzählte von seinen Fuhrmannserlebnissen und bramarbasierte nach rechter Trinkerweise ganz furchtbar mit sich selbst.

„Ja, der ‚longen Piter‘. Das ist etwas anders! Was andere nicht können, das gelingt dem Piter unbedingt!“ Wie oft streute er solche Redensarten in seine Erzählungen ein. Wie oft lachte er spitzbübisch und spie geschickt aus zwischen den Zähnen hindurch, wenn er von seinen Heldentaten erzählte.

Und dann kehrte er sich vom Bock des gelben Federwagens nach dem Pfarrer um, stieß ihn wohl auch einmal freundschaftlich in die Rippen mit seiner linken „Taze“ und sprach mahnend:

„Hiren Se nor, würdiger Herr; hiren Se.“

Der aber hörte bloß mit einviertel Ohr zu, denn er konnte es nicht leiden,

wenn jemand, ob nun im nüchternen oder im trunkenen Zustande, sich selbst verherrlichte.

„Ihr trinkt aber wirklich viel, Piter“, sprach bei solch einer Nachhausefahrt der Pfarrer zu dem Bauern. Er wollte das Gespräch doch einmal auf dies verhängliche Thema hinlenken, um dem Ruinenbauern sein Unrecht vorzuhalten. Er sollte sich doch nicht etwa einbilden, daß er auch noch mit seinem „ewigen Geiepel“ eine Heldentat begehe.

„Et äs esu,¹⁾ würdiger Herr“, erwiderte der Piter mit dröhnend breitem Lachen. „Vor mir äs nichen²⁾ Schinkhaus sächer. Ech ver dro³⁾ awer uch äst.⁴⁾“

Der Pfarrer hielt seinem Fuhrmann nun eindringlich vor, wie verfehlt es sei, sich auf das viele Trinken und „Vertragen“ etwas einzubilden. Zuviel könne man sehr leicht trinken, zu wenig niemals. Zumal auch der hochgradig weingeisthaltige Branntwein richte den Menschen körperlich zugrunde und töte auch die Seele, mache deshalb gottlos. Und auch die eigene Wirtschaft müsse zugrunde gehen, wenn man immerfort Schnaps trinke.

Der Ruinenbauer wurde hierauf sehr nachdenklich. Seine Hünengestalt sank auf dem Rutschbock in sich zusammen. Draußen in der Natur kämpfte der verblassende Tag gegen den schwarzgrauen, alles vereinerleidenden Mantel der Nacht an.

Obwohl sie noch eine Stunde Wegs vor sich hatten, so ließ Piter dennoch sein unwiderstehliches Kommando ertönen: „Prrrr-prrrr“. Die kleinen ausdauernden Pferde blieben stehen mitten auf der gegen M... zu gelegenen Rücklehne der „Höhe“ und der Ruinenbauer erzählte nun dem Pfarrer ausführlich, wie er zum Trinker geworden sei. Er geriet, noch erhitzt von dem in der Stadt genossenen Schnaps, derart ins Feuer, daß er zu heulen anfing, als ob er ein kleiner Junge sei, und sich gar nicht trösten lassen wollte.

Wenn nun solch einen Koloß von einem Menschen das „heulende Glend“ übermannt, so löst das gar leicht erheiternde Wirkung aus, und so suchte es auch dem Pfarrer einige Male verdächtig um die Mundwinkel. Allein er biß sich immer wieder auf die Lippe und wahrte seine Würde, obwohl die neben ihm und die ihm gegenüberstehenden Pfarrkinder sich gegenseitig anstießen und mehrmals loskicherten.

Der Pfarrer redete dem Bauern nun eindringlich ins Gewissen, daß er da den Teufel mit dem Beelzebub ausgetrieben habe und empfahl ihm aufs angelegentlichste, vom Trinken abzulassen und in angestrenzter, zielbewußter Arbeit Vergessen zu suchen. Auch sei er ja noch nicht alt, er solle sich doch gerichtlich scheiden lassen von seiner Frau und diese nicht mehr zeitweilig zurücknehmen — wie er das wiederholt getan hatte — sondern lieber zusehen, daß er eine zweite Ehe einginge.

Der Ruinenbauer versprach denn auch tiefgerührt Besserung, als sie glücklich im Pfarrhaus angekommen waren und sich nun verabschiedeten.

Wie es aber schon oft zu ergehen pflegt, so trieb es Piter in den zwei nächsten Monaten noch weit ärger. Er lebte nun tatsächlich sozusagen im Schenk-

¹⁾ so

²⁾ fein

³⁾ vertrage

⁴⁾ etwas.

haus und lebte hauptsächlich von Brot und Branntwein, und höchst selten nur sah man aus der Ofenröhre der Ruine den Rauch aufsteigen.

Der Bauer torfelte selbst am helllichten Tage über die Straße dahin und mehr als einmal stolperte er über die eigenen Füße und schlug wie ein Brett auf den Fußboden.

Und im Torfeln redete er dummes Zeug zusammen, so daß die aus der Schule heimkehrenden Dorfjungen und Mädchen ihren Spott trieben mit ihm und ihm lange Nase drehten oder auch ihn vertraulich auf den Rücken klopfen.

Bis der Riese sich dann recht umgewendet hatte nach ihnen, waren sie auch schon trotz seiner langen Arme wieselartig davongehuscht, und der Bauer schrie ihnen nun die Fäuste ballend nach:

„Bälge verfluchte übereinander! — Daß euch auch noch“ — — — und torfelte ohnmächtig hinter ihnen her.

Das Verhältnis mit seiner Frau ließ er nach wie vor ungeklärt, er nahm sich aber, während sie bei ihm weilte und ihm nach den Sachen sah, merklich zusammen, so daß es der Pfarrer fast bedauerte, daß er ihm damals den Ratsschlag zur Scheidung gegeben.

In die Kirche ging er alle fünf Jahre einmal, er war ein rechter Heide geworden, der — in den Fesseln des Dämons Alkohol — gotteslästerlich fluchen konnte, wenn er über etwas oder über jemand erzürnt war.

„Meine Kirche ist der Jude und der Konsum, damit basta. Mein Herrgott der Sabak und Alkohol“, rief er wiederholt im Konsumverein stirnrunzelnd aus, passte dann zwei-dreimal aus der von ihm unzertrennlichen, kurzen Pfeife und lachte so grell auf, daß es dröhnend widerhallte.

Der Ruinenbauer ist dann doch über 70 Jahre alt geworden. Er fand ein tragisches Ende, indem er sorglos, wie er war, in eine offene Leibeswunde Schmutz hineingelangen ließ. Nun trank er auch noch dazu — obwohl ihm der Arzt jedes erhitze Getränk streng untersagt hatte. Unter schrecklichen Martern und Qualen beschloß er an Blutvergiftung sein verfehltes Leben, nicht ohne sich vorher völlig ausgeföhnt zu haben mit seiner Frau, die sich inzwischen auch gebessert hatte.

Er ließ den Pfarrer zu seinem Sterbebette kommen und erklärte ihm unter heißen Zähren, wie sehr ihm seine Sünden leid täten, und daß er nun wieder gläubig geworden sei und klar erkannt habe, daß er auf schlimmen Irrwegen gewandelt sei. „Der Herr möge ihm nun gnädig verzeihen, dem Ruinenbauer“. So hätte man denn auch seinen Grabstein schmücken können mit der Inschrift: „Hier o Wanderer ruht ein Held, närrisch trieb ers in der Welt, doch vor offner Himmelspforte, waren weise seine Worte“.

Rundschau

Die Sprachenschulen des Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbandes in Paris und Barcelona

Die Sprachenschulen, die der Deutschnationale Handlungsgehilfen-Verband im Auslande errichtet hat, dienen in erster Linie der Berufsbildung. Die Aufgaben des Kaufmannes, des bedeutsamen Kulturträgers unserer Zeit, verlangen Mitarbeiter, die in fremden Sprachen fließend schreiben und sprechen können. Das zeigen die Stellenmarktberichte immer deutlicher. Wie erwarben sich nun diejenigen, die bereits heute gut bezahlte leitende Posten bekleiden, ihre Kenntnisse in der fremden Sprache? Da die Lehr- und Ausbildungsjahre solcher Kaufmannsgehilfen in den weitaus meisten Fällen vor dem Beginn des Weltkrieges lagen, ergaben sich für sie nicht so große Schwierigkeiten, im Auslande eine Stellung zu erlangen, die, wenn auch nicht gut bezahlt, dennoch dazu beitrug, sich zwei oder drei Jahre lang gute Kenntnisse in der fremden Sprache zu erwerben.

Heute hat sich das Ausland, besonders England und Frankreich, vor der auch nur zeitweiligen Einwanderung deutscher Arbeitskräfte durch Gesetze geschützt. Fast unmöglich ist es, eine Anstellung zu finden, die dem Sprachenstudium dienen soll. Der Besuch von Privatschulen des Auslandes ist oft zu teuer. Er dehnt sich meistens für Kaufmannsgehilfen über einen finanziell untragbaren Zeitraum aus.

Das planlose Umherstreifen im Auslande, das sich Abenteuerherzen erträumen, ist vielleicht ein Vergnügen. Es wird sich aber niemals zu einem energisch betriebenen Sprachstudium auswachsen können. Für den DHB galt es deswegen, auf Grund eigener Feststellungen, die in Frankreich und Spanien gemacht wurden, Sprachenschulen zu schaffen, die in deutscher Gründlichkeit und in verhältnismäßig kurzer Zeit mit Sprache, Sitte, Wirtschaft und Menschen Frankreichs und Spaniens vertraut machen. Nach diesen Grundsätzen wurden auf Grund des Londoner Vorbildes die DHB-Sprachenschulen in Paris und Barcelona aufgebaut.

Nach dem Vorbild der Hamburger Kaufmannsschule und der Londoner Sprachenschule des DHB wird der Lehrstoff in Vierteljahresabteilungen vermittelt. Einige grundlegende Kenntnisse in der französischen Grammatik sind für den Besuch der Abteilung I der Sprachenschule Voraussetzung. In Barcelona wird im Hinblick auf die vorbereitenden Abteilungen für fremde Sprachen an der Hamburger Kaufmannsschule des DHB bereits etwas mehr für die erste Abteilung verlangt. Die Anforderungen gehen genau aus den wenigen Zeilen hervor, die jeder der sich Meldenden zur Übersetzung (ohne Wörterbuch und fremde Hilfe!) zugesandt bekommt. Zum eigenen Vorteil der Schulbesucher muß sich die Schulleitung vorher über die Vorkenntnisse des einzelnen unterrichten, um Enttäuschungen und unnötige Geldausgaben der Teilnehmer zu verhüten. Die Schule in Paris besteht aus drei Vierteljahresabteilungen, von denen die letzte

sich fast ausschließlich mit Sprech- und Redeübungen in der französischen Sprache unter Berücksichtigung der Kaufmannssprache und des Kaufmannsbrieves in arbeitgemeinschaftlicher Form befaßt. Dagegen besteht die Sprachenschule in Barcelona nur aus zwei Vierteljahresabteilungen, weil die Schulbesucher bereits mit größeren Kenntnissen des Spanischen in die Schule aufgenommen werden. Ferien gibt es infolge der begrenzten Zeit und der knappen Mittel der Schulbesucher nicht. Damit die Schulbesucher später, wenn sie wieder in der Kaufmannspraxis tätig sind, ihre Sprachkenntnisse auch möglichst vielseitig anwenden können, ist ein obligatorischer Unterricht im Maschinenschreiben mit der Sprachenschulung gegen besondere Gebühren verbunden. Jeder Schulbesucher, der nicht beweist, daß er ein flotter Maschinenschreiber nach dem Zehn-Finger-System ist, ist verpflichtet, am Unterricht im Maschinenschreiben teilzunehmen.

Die pädagogische Leitung dieser Sprachenschulen in Paris und Barcelona liegt in den Händen akademisch vorgebildeter Lehrkräfte französischer und spanischer Nationalität.

Das eigene Schul- und Klubhaus, das der DHB in Paris erworben und gestaltet hat, besitzt nicht nur Lehrsäle, sondern auch Lese- und Klubräume für gesellige Zusammenkünfte und befindet sich in Paris in dem Villenviertel Joinville-le Pont, 18, Avenue de la République, nahe der Marne. Das DHB-Haus in Barcelona liegt ebenfalls in einer ruhigen Villengegend der Stadt, c. Fernando Puig 49.

Entscheidend bleibt immer die Auffassung, daß es sich beim Sprachenschulbesuch im Auslande nicht um das Erleben einer schönen Ferienzeit handelt, sondern um angestregtes, energisch betriebenes Arbeiten. Zwar wurde hier der Stoff besonders, d. h. lebensnahe, geformt, aber die Einzelarbeit des Schulbesuchers wird dadurch keinesfalls leichter. Nur für den, der seine eigene Arbeitskraft restlos einsetzt, bilden diese neuen Sprachenschulen in Paris und Barcelona Tore zur großen Kaufmannswelt, in der leitende Posten erkämpft werden sollen.

Deutschkurse für Ausländer im Rundfunk

Eine Neueinführung der Deutschen Stunde in Bayern und der Deutschen Akademie in München wendet sich an alle diejenigen Rundfunkhörer in Deutschland und dem Ausland, die früher einmal die deutsche Sprache erlernt, aber wieder vergessen haben, oder, die Deutsch zwar lesen, aber nicht sprechen können. Langjährige Lehrerfahrungen an solchen Ausländern hat den Schöpfer dieser Neuerung, Georg Lapper, zu einer sehr eigenartigen und wirksamen Unterrichtsmethode geführt, die deswegen für den Rundfunk wie geschaffen ist, weil sie sich vorwiegend an das Ohr wendet. Durch Singen von einfachen deutschen Volksliedern und eine besondere Art der Führung eines Tagebuches erlernt der Schüler nahezu mühelos einen großen Wortschatz und gleichzeitig einen großen Teil der für den täglichen Sprachgebrauch notwendigen Formen der Grammatik. Die

Methode hat eine längere praktische Prüfzeit bei der Deutschen Akademie in München erfolgreich bestanden und wird von den zuständigen amtlichen Stellen des Reiches und Bayerns als ein neues wertvolles Mittel der Spracherziehung angesehen. Die Kurse finden Montags und Donnerstags von 15:15 bis 15:45 Uhr im Münchener Funkhaus statt. Sie werden gleichzeitig vom Deutschlandsender und vom deutschen Kurzwellensender Königswusterhausen übernommen und dadurch auch über die deutschen Grenzen hinaus hörbar gemacht. Den Gesangstexten liegt ein leicht beschaffbares, billiges Liederbuch zugrunde. Die Tagebücher werden einer Korrekturzentrale bei der Deutschen Akademie in München übersandt und von dort nach Berichtigung den Einsendern wieder zurückgeschickt. Wer seine Sprachkenntnisse mit Hilfe dieser einfachen Methode wieder auffrischen will oder Bekannte im Ausland hat, bei denen er den gleichen Wunsch annehmen kann, sei auf den Kurs besonders hingewiesen. Nähere Angaben durch die Praktische Abteilung der Deutschen Akademie München, Residenz.

Wie die elsäß=lothringische Jugend zum Deutschenhaß erzogen wird

Parallel mit der Erschwerung des kulturellen Austausch zwischen dem deutschsprachigen Elsäß=Lothringen und Deutschland geht in den Schulen des Landes eine planmäßige Züchtung eines naturwidrigen Hasses gegen das deutsche Volk. In den Büchern, die Frankreich für den Geschichtsunterricht eingeführt hat, wird die Vorkriegsgeschichte in übelster Weise entstellt.

In der Lavisse'schen „Histoire de France“ (Verlag der Librairie Armand Collin in Paris) sind es „Ehrgeiz und Stolz“ („Ambition et orgueil“) der Deutschen, die zum Weltkrieg geführt haben. „Deutschland bewaffnete sich bis an die Zähne; es erspähte eine Gelegenheit, oder einen Vorwand zum Kriege“, während man „bei uns“ (in Frankreich) „trotzdem“ gehofft habe, den Krieg zu vermeiden. In der Darstellung des Kriegeslaufes erscheint ein ganzes Kapitel über „schreckliche deutsche Barbarei“, wo von zugeschütteten, ja vergifteten Brunnen die Rede ist, und von der „Verwünschung“ (exécration) der zivilisierten Welt, die sich die Deutschen durch ihre Verbrechen verdient hätten.

In einer anderen Darstellung der französischen Geschichte, bei M. Guiraud (Verlag J. de Gigord in Paris), die für jüngere Kinder bestimmt ist, heißt es sogar: „Die Deutschen besaßen einige Male die Grausamkeit, kleinen Kindern die Hände abzuschneiden, um sie zu verhindern, später Soldaten zu werden.“ Das Buch stammt aus dem Jahre 1928.

Ein drittes Buch, die französische Geschichte von Albert Malet und Jules Jsaac (Librairie Hachette, Paris), scheut sich nicht, über den Frankfurter Frieden von 1871 zu schreiben, daß er „nur ein Waffenstillstand und kein dauerhafter Friede gewesen sei . . .“

Diese Zitate sind nur eine kleine Auswahl aus dem umfangreichen Material, das die Berliner Zeitschrift der in Deutschland lebenden Alt-Elsaß-Lothringer — „Elsaß-Lothringen“ „Heimatstimmen“, Berlin — in ihrem neuen Heft der Öffentlichkeit vorlegt.

Bücherschau

Joseph Heß: Luxemburger Volkskunde. Mit 67 Abbildungen auf Tafeln und im Text. Verlag Paul Faber, Grevenmacher 1929. 8°. 318 S.

Vorliegende Luxemburger Volkskunde will, wie sie in ihrem Vorwort ausdrücklich betont, ein Anfang, kein Abschluß sein. Unter diesem Gesichtspunkt muß auch das ganze Werk betrachtet werden: es ist eine Zusammenfassung dessen, was bisher auf diesem Gebiete schriftlich geleistet worden ist. Darin liegt wohl auch die Erklärung dafür, daß der Verfasser in seiner Darstellung nach der Ansicht des Referenten der Vergangenheit einen zu weiten Raum einräumt gegenüber der vorliegenden Gegenwart, die offenbar noch nicht genügend erfaßt worden ist. Als Reliktgebiet (im Sinne von Theodor Frings) kommt der volkswissenschaftlichen Darstellung Luxemburgs gerade für das ältere Auslandsdeutschum (so z. B. für die Siebenbürger Sachsen) eine ganz außerordentliche Bedeutung zu. Daher kann einer umfassenden und wissenschaftlich allenthalben unterbauten Volkskunde Luxemburgs gerade vom Standpunkt des Auslandsdeutschums nur mit größter Erwartung entgegengesehen werden. Bis dahin wird aber auch vorliegendes Werk nach dieser Richtung hin recht wertvolle Aufschlüsse und Fingerzeige geben.

Pásztortüz-Naptár 1930. Verlag der Minerva A.-G., Klausenburg. 80 Seiten.

Ein Kalender der ausgezeichnet geleiteten magyarischen Zeitschrift „Pásztortüz“ („Hirtenfeuer“), ihren ständigen Beziehern anlässlich des Eintrittes in den 10. Jahrgang als Ehrengabe überreicht. Das nette, geschmackvoll ausgestattete Büchlein bietet außer dem Kalendarium mehrere Gedichte, Zeichnungen, sowie einige kleinere Aufsätze, Skizzen usw. Die einzelnen Beiträge hier zu würdigen oder auch nur alle anzuführen, würde zu weit führen. Wertvoll ist die Skizze über den Werdegang der Zeitschrift „Pásztortüz“. Sie gibt einen tiefen Einblick in das Ringen des heute zum Minderheitenvolk gewordenen Magarentums in Siebenbürgen. — Unter den Bildern wäre die verkleinerte Wiedergabe des Titelblattes der Zeitschrift, ein Werk Ladislaus Debreczenis, zu erwähnen, dann eine Zeichnung desselben Künstlers, die reformierte Kirche in der Monostorer Straße in Klausenburg darstellend. — In liebenswürdiger, launiger Form weiß Dr. Franz Szász, der naturwissenschaftlich-landwirtschaftliche Mitarbeiter der Zeitschrift, in einer kleinen Plauderei seinen Kollegen von der schönen Literatur allerlei Bosheiten zu sagen, die eigentlich gar keine sind: Er tritt als sachlicher Forscher an das Schaffen der Dichter und Schriftsteller heran und weist ihnen eine Reihe von recht ergötzlichen naturwissenschaftlichen Unmöglichkeiten aus ihren Werken nach. — Den Abschluß des redaktionellen Teiles bildet ein tief empfundenes Gedicht von Eugen Osida, das Erdenwallen des Menschen schildernd, sowie eine Zeichnung von Karl Gulhás: Der Reiter im Schneesturm. Es wäre sehr erfreulich, wenn wir dieses Jahrbüchlein als einen verheißungsvollen Anfang ansehen dürften und ihm noch eine lange Reihe von Nachfolgern gegönnt wäre.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir es nicht versäumen, auf die Zeitschrift selbst hinzuweisen. Wer das Leben und Streben der magyarischen Minderheit kennen lernen

will, muß zu dieser Zeitschrift greifen, die mit ihrem reichen schöngeistigen und allgemein-belehrenden Inhalt und den zahlreichen, sorgfältig ausgewählten Bildern, daneben auch noch eine wirkliche Freude und wahren Genuß bietet.

Fritz Schuller: Sechs siebenbürgisch-sächsische Lieder im Volkston, für gemischten Chor, bearbeitet von Franz Xaver Dreßler, Verlag Krafft & Drotleff U. G., Hermannstadt 1929, Preis Lei 30.—

Auch bei uns in Rumänien sind die sangesfreudigen deutschen Kreise bemüht, das Lied zu veredeln, d. h. mit anderen Worten: wählerisch zu werden, weil nun das Singen nicht mehr Unterhaltung allein ist, sondern Erlebnis, Erbauung. Darum ist es zu begrüßen, daß die oben genannten sechs sieb.-sächs. Lieder im Volkston von Fritz Schuller durch den bei uns bekannten Kämpfer der Sangeskultur, den Professor Franz Xaver Dreßler, für gemischten Chor bearbeitet wurden. Vorschöre und Singkreise möchten wir besonders auf dieses Büchlein hinweisen. Der Text ist in sieb.-sächs. Mundart und in leicht lesbaren Schreibweise den Noten unterstellt. In allen Buchhandlungen erhältlich, kostet das Liederheft in praktischem Taschenformat Lei 30. Wo keine Buchhandlung vorhanden, wende man sich direkt an den Verlag in Hermannstadt.



Empfehlenswerte Bücher für den Auslanddeutschen

Gottfried Kapp: Das Loch im Wasser. Roman. Preis geheftet 3 Rm., in Ganzleinen 4.50 Rm. Sammlung „Junge Deutsche“. Verlag Philipp Reclam jun. Leipzig.

Zwischen waldreicher niederrheinischer Landschaft und den eisernen Kammern modernen Industriebetriebes wächst der Proletarierjunge auf, dessen Schicksal der Roman in herber und männlicher Gestaltung gibt. Der Zusammenstoß jener Welten in der Brust des zum Architekten Aufgestiegenen wird kompliziert durch das Verhältnis zur Tochter des Fabrikbesizers, eine stolze und schweigende Liebe zweier einander bestimmter Menschen, die beide doch dem Gesetz ihrer Herkunft verhaftet bleiben. Wie im Verfolge einer spannenden Handlung Glück und Schmerz dieser Liebe zum tragischen Ende führen, wie der Kampf zwischen gewachsener Landschaft und dem Moloch Zivilisation Menschenschicksale zerreibt, ist hier in einem realistischen und doch mythisch-großen Lebensbilde gegeben. Reich und vielfältig die Fülle lebendig gefeilter Personen, magisch beschworen die geheimnisreiche Landschaft in einer prachtvoll gefunden, anschauungsstarken Sprache.

Karl Bösch: Adel. Sprüche und Gedanken. Dritte, erweiterte Auflage. Neu erschienen im Verlage der Deutschkirche, Berlin-Schlachtensee. Preis würdig gebunden 4 Mark.

Es scheint so, als ob wir an einer gewaltigen Zeitscheide und Weltwende angelangt sind. Der Adelsgedanke einer neuen Zeit findet in steigendem Maße Beachtung. Unter allen Büchern, die ihn behandeln, scheint das Buch „Adel“ von Bösch allen voran sicher Aufmerksamkeit zu verdienen. An dem tief und weit erfaßten Adelsgedanken mißt und wertet hier ein von seinen Wahrheiten ergriffener Mann alle Erscheinungen und Gebiete unseres seelischen und kulturellen Lebens, durchdringt und erfüllt sie mit seinen Erkenntnissen und Forderungen — mag es sich um den Adelsgedanken in der politischen Führung handeln, um die Kultur, um die Religion bis in das Gebiet der

Kunst, das besonders tief und liebevoll behandelt wird. Und das alles in einer Sprache, die in ihrer Gelassenheit, Ruhe, Formvollendung und doch verhaltenen Leidenschaft ein adliges Gepräge trägt. So ist denn dieses Buch ein rechtes Buch der Deutschkirche, deren Erkenntnisse und Ziele es im weiten und eigenartigen Sinne widerspiegelt.

Der Drachentöter 1929. Jahrbuch des Verlages Georg Kollmeyer, Wolfenbüttel, Berlin 1930.

Dieses Arbeitsbändchen des Verlages schildert in deutlicher Weise die Leistung der bekannten Publikationsanstalt. Es ist das Gebiet der Vokal- und Instrumentalmusik, das vornehmlich gepflegt wird, und Sonderverzeichnisse weisen Tänze und Reigen, Jugendfestspiele und Schulmusik nach. Der Hauptteil bringt Beiträge von Jöde, Höckner, Amster und Blume. Ein besonderer Artikel ist Michael Praetorius gewidmet, und die Legatsurkunde aus dem Jahre 1619 abgedruckt sowie ein facsimilierter Brief des Praetorius vom „23. Oktobris Anno 1614“.

Inhalt

Staatsouveränität und Minderheitenverträge von Arpad Török.

Im Bakonyerwalde von Dr. Richard Szafi-Hermannstadt.

Kulturleistungen der Sudetendeutschen von Dr. Hermann Fabini-Auffig.

Gestalter der Politik Europas von Dr. W. Schreiber-Hermannstadt.

Der Ruinenbauer von Alfred Klöß-Lugosch.

Rundschau: Die Sprachenschulen des Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Vereins in Paris und Barcelona. — Deutschkurse für Ausländer im Rundfunk. —

Wie die elsass-lothringische Jugend zum Deutschenhaß erzogen wird.

Bücherschau.

Empfehlenswerte Bücher für den Auslandsdeutschen.

*

Herausgeber: Dr. Richard Szafi-Hermannstadt.

Schriftleiter: Dr. Walther Schreiber-Hermannstadt.

Östland-Verlag, Hermannstadt.

Diese Zeitschrift erscheint am 1. eines jeden Monats im Umfang von 2—3 Druckbogen. Sie ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen und durch den Östland-Verlag Hermannstadt (Sibiu), Rumänien, Straußenburggasse.

Preis des Einzelheftes für Rumänien 35 Lei, für das Ausland 0.90 R.-M., Halbjahresbezug für Rumänien 180 Lei, für das Ausland 4.50 R.-M., Jahresbezug für Rumänien 360 Lei, für das Ausland 9 R.-M., für Österreich Jahresbezug 15 Schilling, Halbjahresbezug 7.50 Schilling.

Die Bezugspreise verstehen sich einschließlich Postverwand. Zahlungen sind zu leisten im Inland auf das Konto des Deutschen Kulturamtes an die Hermannstädter allgemeine Sparkassa, die Bodenkreditanstalt, beide in Hermannstadt, oder an den Verlag selbst. Im Ausland an die Deutsche Landmannbank A. G., Berlin, W. 9, Köthenerstraße 40/41, bzw. Postcheckkonto, Berlin, NW. 1563 68.